

Ludwig Kreutzer Wilhelm Schmidt

10 mecklenburgische Volkserzählungen

Rostock: Verlag der Carl Boldt'schen Hofbuchdruckerei, 1904

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1882422481>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

❖ L. KREVTZER ❖

10 MECKLENBURGISCHE
VOLKSERZÄHLUNGEN

MIT BILDERN VON A. JÖHNSEN.



HERAUSGEGEBEN
VON WILH. SCHMIDT.

VERLAG DER KARL BOLDT'SCHEN
HOFBUCHDRUCKEREI, ROSTOCK.
1904.

L. KREUTZER

10 MECKLENBURGISCHE VOLKSERZÄHLUNGEN

MIT BILDERN
VON
A. JÖHNSEN.



HERAUSGEGEBEN VON
WILH. SCHMIDT.

VERLAG DER CARL BOLDT'SCHEN
HOFBUCHDRUCKEREI

== ROSTOCK 1904. ==



1924 G. 2509

Vorwort.

Wenn heute die besten Namen unter den Volkserzählern genannt werden, dann wird Ludwig Kreuzer gewiß nicht mehr vergessen. Manche seiner größeren Erzählungen sind weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes hinaus verbreitet. Die von dem Dichter verfaßten zahlreichen Theaterstücke haben schon sehr vielen durch ihren humorvollen Dialog und ihre spaßigen Situationen an festlichen Familien- oder Vereinsabenden köstliche Stunden bereitet. Am liebsten ist uns aber der Dichter in seinen kleinen Erzählungen. Gerade in diesen weht am deutlichsten der gesunde Odem heimatlicher Erde. Nach Form und Inhalt sind sie naturwahr, einfach, gesund, voll gelassenen trockenen Humors, aber auch voll echter Frömmigkeit und voll Liebe zu Fürst und Vaterland, und mit Recht rühmt man ihnen nach, daß sie sich fernhalten von aufdringlichen Tendenzen, die den künstlerischen Genuß stören. Darum wurden diese kleinen Geschichten auch von Anfang an sehr gerne gelesen, und der Dichter ist der großen Mehrzahl in unserem Volke bekannter als selbst Fritz Reuter. Alle Jahre war er jahrzehntelang mit seinen Kalendergeschichten bei mehr als Hunderttausenden ein gern gesehener Gast, in Schloß und Hütte.

Seit dem 9. April 1902 schläft der gemüthvolle, von so vielen verehrte Erzähler. Der Gedanke, eine Anzahl der kleineren Erzählungen in würdigem Gewande herauszugeben, fand von allen Seiten freundliche Unterstützung. Ich danke auch an diesem Orte der treuen Gattin des verstorbenen

Dichters, Frau Johanna Kreuzer, für ihre mannigfache Hülfe, ebenso dem Herrn Landes-Archivar Dunkelmann, der besonders durch Hergabe von alten Trachtenbildern die Arbeit des Malers wesentlich unterstützte.

Über den Buchschmuck, den unser Landsmann Adolf Jöhnsen gezeichnet hat, erübrigt sich zu schreiben. Die sorgfältigen, echt heimatlichen Bilder sprechen für sich selber. Die warme Auffassung der Handlung, vor allem aber auch die unserer Volksgestalten und das sichere Gefühl für die charakteristischen Schönheiten unserer Heimat werden nicht bloß denjenigen zusagen, die mit Nachdruck auch auf diesem Gebiete nach dem frischen guten Geruche der Heimatscholle rufen. Auch der goldene Humor, der sich an gar manchen Orten zeigt, wird in vielen den Wunsch erregen, daß dieser ersten Gabe an heimatlichen Bildern bald andere folgen möchten.

Der Preis des Büchleins ist trotz des reichen Schmuckes durch weites Entgegenkommen des Herrn Verlegers ein so niedriger, daß auch aus diesem Grunde eine recht große Verbreitung der kleinen Sammlung möglich wird. Damit würde erreicht, was mir Absicht gewesen ist, dem von mir schon seit Knabenjahren herzlich geliebten und verehrten Dichter ein kleines Denkmal zu setzen, „nicht auf grüner Heide oder grauer Straße“, wie er schreibt, „sondern in Deinem warmen Herzen, lieber Leser“.

Wilhelm Schmidt=Rostock.

Hei müßt.

Von L. Kreuther.

Jen is hart, Stahl is harter, un Bur Mästig sin Kopp wier doch dat hartst, wat dat gewen kunn. As man 1783 schrew, hadd hei swuren, dat hei den Paster Feldweg tau'n Arger mit keinen Faut in dei Kirch kamen wull, un as man 1813 schrew, hadd hei noch immer sin Wurt hollen, un dat wier dörtig Johr lang. Bur Mästig wier 'n Kierl up den Plaz. Un wat wier Schuld an Mästig sinen unchristlichen Grull? Je, wat? Vör den Herrn Paster Feldweg wier Paster Born, en ollen Junggesellen, west, einen ollen, gauden Mann, dei äwer vör luter Selihrsamkeit dat weder tau'n Woll- noch tau'n Ehstand bröcht hadd. Hei hadd 'ne vulle Bäuerstun' un 'ne leddige Spiskamer hatt, hadd priß wüßt, woans dat vör so un so vel Johr in Aegypten un Babilonien utseihn hadd, man blot nich, wat up sinen Barracker los wier, nämlich, dat em sit sößteihn Johr de beiden Mästig, Badder un Sähn, Harwst vör Harwst, einen Stripp nah'n annern awplögten. As nu 1783 Herr Paster Feldweg den ollen Herrn awlöste un den Barracker äwerslog, dunn wir jußt noch de Hälft von dat nah, wat dor sin full. De olle ihrliche Mästig müßte dat belewen, dat hei den stahlen Acker wedder rutgewen müßt, un dat kunn hei den Herrn Paster Feldweg nich vergeten. Un förredem kem hei mit keinen Faut wedder in de Kirch. Bur Mästig künn dat nich inseihn, dat Awplögen Deiwstahl wier; denn „irstens“, säd hei, wier dat man de Barracker, un tweitens künn de Bur bi't Plögen nich immer de „Mettraud“ in de Tasch hewwen. Dennoch bleiw



Herr Paster Feldweg Johr in, Johr ut dorbi, em tau bidden, dat hei doch wedder in de Kirch kamen sull, un wenn Mästig parrmopfig bleiw, säd de Herr Paster woll: „Mästig, wenn uns' Herrgott Em man nich mit „dem Stab Wehe“ in de Kirch driwt.“ Denn äwer säd Mästig: „Herr Paster, dat ick verpflicht' bün in de Kirch tau gahn, dorvon steiht in Hohe Kamer ehren Husbreinw nicks, un wat Hohe Kamer nich verlangen kann, dat kann uns' Herrgott of nich verlangen.“ Wat Mästig am düllsten grähen ded, was, dat de Paster sich nich argern wull. De oll Herr blew ümmer lik fründlich gegen em un fet em so mitleidig an, as wenn hei seggen wull: „Mästig, Du jammerst mi.“ Wenn hei blot wüßt hadd, womit hei den ollen Herrn en richtigen Schaw riten kunn.

Nu kamm dat Kriegsjohr 1813. Dunn fünn sich de Gelegenheit, worup Mästig lang lurt hadd. Vör twintig Johr stürw üm Ostern ut de Köster Pipenbrink un üm Pingsten ut sin Fru. Hinnerlaten hadden de Lüüd wider nicks as twei Rauh, twei Bölk, en Duzend Hähner un ein lütt dreijöhrig Diern, Ann-Dürten heit dat Kind. Tau Swin, Rauh un Hähner fünnen sich bald Leiwhäwers, äwer nich tau dat Kind. Dunn erbarmt sich Herr Paster Feldweg äwer dat Worm un namm dat Kind tau sich. Un wil hei un sin Fru Pasturn kein Kinner hadden, so tröcken

sei de lütt Ann=Dürten in Gottesfurcht un Flit up. Un dat is ehr nich leid worden. Dat Kind slog in, un nu wir sei ein staatsches Mäten worden, rank un slank as 'ne Pappel, un de Ogen blänkerten ehr ut dat Gesicht, as en Daubruppen up'n Rosenknuppen. Dorbi ümmer lit innig und fründlich, so dat de ollen Pasterslied ehr helle Freud an dat lütte Mäten hadden. Awer en anner hadd ok noch sin Freud an dat Kind, un dat wier Hinrich Mastig, den ollen Mastig'n sin Sähn. Dat heit ümmer: „De Appel föllt nich wiet von'n Stamm“ — männigmal äwer doch. Hinrich was wiet von'n Stamm follen, wat hei woll sin selig Mudding tau danken hadd. Hei höll sick tau Gott un sin Wurd, un wat sin Vadder mit den Herrn Paster hatt hadd, güll em gor nicks an. Hei mügg Ann=Dürten liden, un so vel as man seihn künn, sei em ok; äwer seggt hadden sei einanner noch nicks. Awer de oll Mastig müßt Müß' markt hewwen, un dunn würd em dat up einmal in sinen Schapskopp flor, womit hei den ollen Herrn Paster dägt argern funn. Un as Hinrich eins Dags Ann=Dürting'n recht fründlich taunicken ded, säb' de Oll: „Hinrich, wat hest Du tau nickköppen, wenn Du de Preisterdiern sühst? Sett mi de Diern kein Rupen in'n Kopp. Ihrer gah ick tau Kirch, ihr ick dat twischen Zug taugew!“ So, wat Hinrich bether nich flor west wir, nu wir't em flor. He hadd Ann=Dürten leiw, un laten ded hei nich von ehr.

Dat was also Anno drüttein. De Franzos', wat en richtige Matschon is, hadd sick en dägten Buckel vull Släg ut Rußland halt. De König von Preußen wier de irst, de sin Volk tau'n Krieg gegen Napolium upropen ded, uns' Friedrich Franz von Meckelborg wier de tweede. „Na, wat dat lütt Meckelborg woll will“, dacht männig ein. Awer: „All Bott helpt all mit“, säb de Mügg un spuckt in de Ostsee. Un glif dorup kümmt Abends Hinrich Mastig bi den Herrn Pasturen un seggt: „Herr Paster, ick will Sei „abschüs“ seggen; denn ick gah mit.“ — „Wohen, Hinrich?“ — „Nah Güstrow, Herr Paster. Jck wull mi bi de frivilligen Riden=Jägers annehmen laten.“ Dunn sek de oll Herr den Jung'n wiß un fast in de trugen

Ogen, un hei läd' Hinrich de Hand up'n Kopp un säd': „Der Herr segne Dich und behüte Dich!“ Un wil de Fru Pastern grad rinkem, gaww hei ehr of de Hand, un dunn güng hei in de Kät, un dor wir Ann=Dürten. Hei gaww of ehr de Hand un säd: „Abschüß, Ann=Dürten! Ich gah mit, un morrn stell ich mi in Güstrow. Un ich wull Di bidden, wenn uns' Herrgott mi t'rügkamen lett, bliw mi tru, ich verlat Di of nich!“ Dat wir dat irste Mal, dat Hinrich dat tau ehr säd. Ann=Dürten let still de Hand in de sinig liggen un säd sachting: „Ja, Hinrich.“ — Ich bemark äwer utdrücklich, dat dit blot uns' Herrgott un süß nüms hört hett.

As Hinrich bi sinen Vadder rinkem, säd hei: „Vadder, ich kann jo woll den Boß=Wallach nehmen?“ — „Den Boß=Wallach, Hinrich? Wotau?“ — „Je, ich wull morrn nah Güstrow un mi bi de Riden=Jägers annehmen laten.“ De Oll fef em ganz verbistert an un säd: „Du büst jo woll up den Buckel nich klauf. Willst Du Di de Knaken in'n Liew fortscheiten laten? De Herzog slicht sei Di nich wedder. Un denn den Boß=Wallach? Du wierst jo woll kumpabel un verrungenirst mi dat Pierd. Hinrich, dat segg ich Di, makst Du mi Knäp un geihst unnert Volk, denn frieg ich wedder, denn — denn — denn kumm mi, so lang ich lew, nich äwer den Süll! Nu weist Du Bescheid!“ Un Hinrich wüßt Bescheid. As de Oll den annern Morgen in den Pierstall kamm, was Hinrich fläuten gahn un de Boß=Wallach mit em.

Bur Mastig was vör Wut rein ut de Tüt. Wat hülp dat äwer, hei müßt sich gewen. De Born gegen Hinrich läd' sich, äwer sin Grull gegen de Franzosen wüß; denn Mastig säd sich, dat in'n Grun'n doch de Franzosen an allen schuld wieren.

So lang'n wier dat in Büßow un de ganze Umgegend still blewen; äwer in'n August ännerte sich dat. Davoust, den Schinnerknecht von Hamborg, würd dat in Nord=Dütschland doch tau heit, un hei versöchte, nah Magdeborg oder Berlin dörch=taubrefen. Bi Boizenborg hadden sei 't mit de Lügow'schen, en beten wieder mit de Meckelbörger Jägers tau dauhn. Un wil 't nich gegen Süden güng, versöchten sei 't nah Stralsund.

Glückte äwer of nich. Sei kemen knapp bet Rostock, un dunn heit dat ümkiehren, un wedder nah Hamborg t'rüg! Un dat was de Tied, wo of Büßow un in Büßow Bur Mastig sin Deil von'n Krieg awfreg. As hei eines Dags von de Stadt up sinen Hof kem, hadd hei einen schönen Anblick. Dor hadd en Trupp Franzosen sin beste blage Kauh bi de Uhren un tröck ehr dat Fell aw. Hei dachte, Slag un Unglück süllen em rögen. Hei äwer makte Larm un wull sin Kauh betahlt hewwen. Un dat freg hei denn of, äwer mit 'n Schacht, dat em sin Puckel brun und blag würd. So, Hinrich wir weg, de Boß-Wallach wir weg, de blag Kauh wir weg, 'n Puckel vull Släg hadd hei weg — nu, Unglück, gah dinen Gang! Mastig wir in 'ne grugelige Verfatumg. Von Napolium un von de ganze Franzosenblas' wier kein Gebein blewten, wenn 't up em ankamen wier. Un as de Franzosen weg wieren, un as Mastig in 'n Bedd lag, grunste hei sick noch ümmertau.

Un buten hulte de Storm, un de Regen bruste, un de Nacht wir bickbalkendüster — dunn marrachte wat an Mastig sin grot Dör. Un as hei rutkamm, stunn dor en Drümpel Franzosen, natt as de Katten un wütig as de Bullen un verlangten, hei sull anspannen un sei nah Wittenborg führen, un dat wieren vier richtige meckelbörgsche Miel, un de wier'n in de Regel mit 'n Boß meten, un de Swanz wier tangewen. Mastig säd nicks, hei handelte of nich üm dat Fuhrlohn; denn von de Franzosen ehr Betahlung hadd hei 'naug fregen. Hei röp den Knecht, de müßt Sittsäck stoppen un einen Wagen prat maken. Hei tröck sick an, un sach den Wagen nah, wobi hei sick bi de Bolten tau schaffen makte, dei de Räd fasthollen, dat sei nich awlophen. Unnerdes vernüchternen de Franzosen sick in 'n Hus', un as dit Geschäft up den Ollen sin Kosten sühr gründlich besorgt was, kunn de Reis' in de rabenswarte Nacht vör sick gahn. Mastig führte sülvst. Sin Weg führte em äwer de Sud: Brüggten tügten sick dortaumul de Meckelbörger nich recht. Wo dat Water flach wir, müßten Pier un Wagen hendörch, un wo dat small wier, de Fautgängers, de denn mitünner as de Seildänzers äwer en smalles Brett räwerturnen müßten. Mastig

mit sin Franzosen müßt bi Häunerbusch döörch de Sud hendöörch. En Glück, dat dat düster wier, süß wier de Franzosen sin schadenfrohes, hinnerlistiges Gesicht upfallen, womit hei sick aw un an nah ehr ümfek. Dei äwer seten as Kassjäck tausamgedufert ünner ehr Mantels un leten den Regen äwer ehr Spigbauwenköpp hendalplatschen. Mastig föhrte in en wohren Dodenschritt, bet de Franzosen de Tid lang würd un sei em mit Knüß un Püß M masten. Kort vör de Sud güng dat awschüssig un steinig an 't Water hendal. „Purr!“ Hei steg aw un makte sick an de Boltens, de de Räd fasthölten, wat tau schaffen. Dat de Slingel de Boltens ruttröck, ahnte de Gesellschaft nich. „Allons!“ futerte blot de ein von de Kirls un gaww em einen mit de Fußt in den Nacken. As dat Dunnerweder satt de Bur wedder up, äwer ditmal nich up den Wagen, sondern up ein von de beiden Pierd. Un as dat Dunnerweder güng dat den Barg hendal, rin nah de Sud. Nah rechts slög de Wagen, dunn nah links, dunn würd hei ünner niedriger un midden in 't Water sackte hei tausam in de Huf. Zwei Räd wiern awflagen, un de grot Matschon lag bet äwer de Uhren in de Sud. De Bur Mastig äwer hadd de Sträng' awsneden un was weg äwer alle Barg. —

Hüt wir 't Sünnaabend. Ann-Dürten stünn in'n Parrgorn un tek in den wunnerschönen Sünmenschien 'rin. Eben hadd de Köster de Bedflock stött, un sei bedte saching ehr Vaterunser, as Bur Mastig äwer sinen Tun un döörch den Parrgorn fohrte un achter de Kirch verswünn. Verwunnert tek sei em nah. In desen Ogenblick gaww dat up Mastig sin Hoffstäb einen gefährlichen Larm. Wat wier los? Sei löp hen. Dor wieren vier Franzosen un söchten nah den Burn. Dodscheiten, uphängen, köppen wullen sei em, bröllten sei; hei hadd sei in 't Water smeten, säden sei. Dor wir kein Eck un kein'n Winkel in 'n Huf', den sei nich aw söchten. Ein Glück, dat Mastig de Kirls tau rechte Tid gewohr worden was un utknepen wier, sünnst hadd 't em sin Lewen kost. Denn as üm Middag en ganz Kumpanie Franzosen inrücken ded, ävernehmen von de weck de Upsicht äwer den ollen Sünnner sin Hoffstäb, denn ran süll hei an 'n Baß.

Wo äwer was de Bur? Ann-Dürten wüßt 't. In de Kirch; denn annerswo hen had hei von 'n Barrgorn ut nich kamen künnt. As middags de Köster wedder de Bedklock stödd, güng sei em nah und vertellte em, äwer so lud, dat dat dörch de ganze Kirch schallte, de Franzosen hadden en Wach up Mastig sin Hoffstäd leggt, un wenn sei em fregen, makten s' em dod. Sei sleuste so verluren dörch de Kirch un namm jeden Winkel in Obacht. As sei an den Schultenstauhl kamm — fit, dor! Was up den Sitz nich en Flagg, as wenn dor 'ne Hand dörch den Stoff dörchraft hadd? Sei kek up den Fautbodden dal. Afrat, as wenn einer mit 'n Bessen doräwer henströpt hadd. Sei nickte, as wenn sei seggen wull: „Ich weit Bescheid“, säd äwer tau keinen Minschen wat. As de Nacht anbraken wir, wutschte sei äwer den Kirchhof in de Kirch. In den Schultenstauhl led' sei ein poor Pierdecken, einen groten Paß Botterbrot un en Kruk mit Kaffee un güng dunn lising ehr Weg! As den annern Morgen de Sünndag inlüddt wier, slet sei fit wedder in de Kirch. De Decken un de Provijant wieren ut den Schultenstauhl weg. Dörtig Johr was Mastig uns'n Herrgott ut'n Weg gahn, un nu was hei — de Bur nämlich — doch insung'n. Woans dat? Je, achter den Schultenstauhl was de herrschaftliche Stauhl. De lagg vel höger as de annern Stauhl un was unnern Fautbodden holl. Dorunner lag Mastig. Von sin Kinnerjohren her wüßt hei, dat man von 'n Schultenstauhl dor unner kamen künnt. Wer dat nich wüßt, sinnt dat Flag nich. Den Ollen würd ganz snurrig tau Maud, as de Klocken den Sünndag inlüddten, un as gor de Orgel ansüng, würd em dat in de Ogen sucht. Un wil swore Tiden de Minschen lichter tau Gott bringen as gaude, so wir de Kirch hüt premßig vull Lüüd'. O, gaww dat einen Gesang aw! Sei sungen: „Befiehl du deine Wege“, un Mastig süng un vorte lising mit. Ne, wo wir't mäglich west, in dörtig Johr kein Gotteshus tau hewwen, dacht Mastig. Un dunn kamm de oll Herr Paster. Hei säd', dat wieren upstunns swore Tiden. Un de swore Tid wir de „Stab Wehe“, womit uns' Herrgott sin verlopen Schap rümhalen wull. Nu süll sück

doch keiner vergebens raupen laten un hüren, wo uns' Herr Christus bidden däb: „Kommt her zu mir alle, die Ihr mühselig und beladen seid.“ Aw un an süßte dat unner den herrschaftlichen Stauhl rut. Ein Glück blot, dat keiner dorup achten ded.

De Kirch was lang' ut. De Franzosen wieren wider treckt, hadden äwer 'ne Wach in dat Mastig'sche Gehöft t'rüglaten. Dor up einmal würd' dat in't Döörp en grugeliches Geraaster un Klabastern. 'Ne Swadron französche Schafförs towten hendörch, un dicht achter her twee Swadronen meckelbörgsche Riden-Jägers. Dat würd' 'ne gewaltige Murki. De Besatzung up den Mastig'schen Hof güng äwer Tün und Dinger dwaslings nah't Holt rin. De Franzosen blödd'ten tau'n Deil as de Swin, un de würd'n gefangen nahmen. Zwei Jägers blewen t'rügg bi'n Stück'ner tein gefangene Schafförs. Up einmal rep ein von de lütten Burdierns: „Mein Himmel, dat is jo Hinrich Mastig.“ — „Ja“, säb de ein Jäger, de bi de Verwund'ten trüggblewen wier: „Ich bün Hinrich. Is min Vadder gesund?“ — „Ja, Hinrich, wer dat weit! Din Vadder is utknepen, wil de Franzosen em dodmaken wullen.“ Hinrich güng nah'n Barrhof rup. „Herr Paster, wo is min Vadder?“ — De Herr Paster schüddköppte. Hei wüßt dat nich. Up einmal stunn Ann=Dürten dor. „Hinrich, ich weit't — in de Kirch.“ — „Wat, in de Kirch?“ Hinrich kunnt nich glöwen, un de Herr Paster irst recht nich. Sei güngen all drei nah de Kirch. Alles dodenstill! Dunn rep Ann=Dürten nah'n Schulstenstauhl rin: „Mastig, kamen S' rut! Hinrich is hier, un de Franzosen sünd weg; sei kamen nich wedder.“ Dunn kamm de Oll rut. Aewer, wo sach heit ut! Aewer un äwer vull Stoff un Spennwew! Un as hei vör ehr stunn, füng hei an tau voren, gaww den Herrn Paster de Hand un säb: „Herr Paster, uns' Herrgott hett mi fat't fregen. Ich bün en slichten Minschen. Aewer von nu an kam ich wedder in de Kirch!“ Un dann rechte hei Ann=Dürten beide Hän'n hen un snuckte: „Min Dochder, wat Du an mi dahn hest, verget ich Di nich wedder.

Hinrich, Ann=Dürten ward Din Fru, wenn Di Gott dat Lewen lett. Hörst Du, Hinrich? Ann=Dürten ward Din Fru."



Un Ann=Dürten is Hinrich sin Fru worden, un dat gaww von desen Dag an keinen flitigeren Kirchgänger als Bur Mastig, den uns' Herrgott sich richtig insung'n hadd. —



Der Pfeiser-Inspektor.

Um die Mitte des Jahres 1803 war Ernst Gut Bögling des Ludwigsluster Seminars und lebte recht und schlecht nach der Hausordnung, wie es einem biedereren Seminaristen zukam. Das Seminar war seine Welt und der Schloßgarten sein Himmel. Sein Himmel? Gewiß! Denn dort traf er ganz heimlich mit seinem Engel zusammen, mit der sechszehnjährigen Emma Tagmann, Tochter des Herzoglichen Kammerdieners Tagmann. Und wenn er dem Mägdlein mit den blitzblanken Augen und dem schelmischen Munde ins Gesicht blickte, ging's ihm wie dem Apostel Paulus: er war entzückt bis in den dritten Himmel. — (Nota bene: des Kammerdieners Töchterlein auch.) Als er das Seminar verließ, machte er kurzen Prozeß, zog seinen Sonntagsrock an und bat den alten Tagmann um die Hand seiner Tochter, und der sagte zu. Warum auch nicht? Denn erstens war der junge Mann ein hübscher, solider und seelensguter Mensch, der den besten Chemann abzugeben versprach, und zweitens stand ihm die Stelle seines Vaters, der Organist, Klüster und Schullehrer in Lenzdorf war, in Aussicht, und die Stelle war nicht schlecht. Nur ein Bedenken hatte der gute Mann, ob seine Tochter, die wohl am Nähtisch und Stickrahmen auf ihrem Plaze war, es auch am Butterfasse, im Kuhstalle und im Gemüsegarten sein werde. Aber Ernst Gut wußte Rat. Er schlug vor, die Verlobte könne ja ein Jahr lang die Haus-

haltung in seinem Vaterhause bei der alten Mutter erlernen, und wenn dann dem Kinde das Landleben nicht zusage, würde er auch schon sein Nestlein in der Stadt finden. Und wie gesagt, so geschehen. Während Ernst als Hilfslehrer nach Balldorf ging, zog Emma zu seinen Eltern nach Lenzdorf.

Dem Ernst Gut war der Wechsel schon recht, denn er kam sich wie ein dem Käfig entwischter Fink vor. Seiner Braut dagegen wurde der Tausch sauer, blutsauer. Aber sie war ein verständiges Mädchen und sagte sich, daß es so am besten sei, wenn sie einmal die Küsterfrau von Lenzdorf werden wolle. Und weil ihr die Liebe treu zur Seite stand, legte sie frisch und fröhlich den Sticklein bei Seite, band die grobe Küchenschürze vor und griff unverzagt die Arbeit in Haus und Stall, in Garten und Feld an, daß sich männiglich, selbst der Gutsherr, Herr Major von Bach, darüber weidlich wunderte, sie auf die Schulter klopfte und sagte: „Sieh, sieh! hätt's nimmer gedacht! Werden noch einmal eine tüchtige Küsterfrau abgeben! Wenn unser alter Küster sich zur Ruhe setzt, nicht wahr, dann werden Sie unsere Küsterfrau? Ihr Ernst soll, will's Gott, einmal seines Vaters Stelle wieder haben.“ Kurz und gut, ehe das Lehrjahr zu Ende war, hatte Emma Tagmann sich die Liebe von Ernst's Vater und Mutter, ja sogar die Liebe des Herrn Inspektor Sauer erworben. Den aber hatte sie gründlich abblitzen lassen, denn er war unbescheiden geworden. Der Biedermann aber schwur, es ihr einmal mit Zins und Zinseszins heimzuzahlen. Darüber lachte natürlich Emma Tagmann und dachte, einstweilen habe es mit der Ausführung der Drohung gute Wege. Aber wie sangen unsere Alten? „Das menschliche Leben eilt schneller dahin, als Räder am Wagen, wer weiß, ob ich morgen am Leben noch bin!“ Nun für morgen und übermorgen waren der Herr Major von Bach und der alte Küster Gut noch am Leben, aber nach Verlauf von drei Jahren hatten sie's sich beide entsagt, erst der Herr Major und drei Wochen darauf der alte Küster. Und nun kam die Zeit, da es mit der Drohung des Herrn Inspektor Sauer doch nicht so gute Wege hatte. Den unmündigen Erben des seligen Gutsherrn wurde eine Vormundschaft gegeben, die

eine Gutsverwaltung einsetzte, an deren Spitze Herr Inspektor Sauer stand. Und der Herr Inspektor erklärte dem Ernst Gut rund heraus, daß er, der Herr Inspektor, Alles tun werde, die Küsterstelle in andere Hände zu bringen. Nun war Holland in Not, denn Fett schwimmt oben. Aber die jungen Leute nahmen ihre Zuflucht zu ihrem Herrn Papa, dem Kammerdiener Tagmann, und der wußte Rat. Er schlug vor, sich an Herzog Friedrich Franz zu wenden und Seine Durchlaucht um Hochdesselben allergnädigste Vermittelung zu bitten. Und soeben war er mit der Herzoglichen Antwort nach Hause gekommen, am nächsten Morgen werde Seine Durchlaucht das Anliegen des jungen Mannes im Schweizerhause entgegennehmen. Der hohe Herr hatte auch schon etwas auf den Busch geklopft und bei der Aussage seines Dieners halb gnädig, halb schelmisch gelächelt und dabei gesagt: „Na, na, ich werde mir Deinen künftigen Schwiegersohn einmal ansehen, und wenn mir der junge Mann darnach zu sein scheint, überlegen, was sich tun läßt.“ Ja, wenn der hohe Herr in dieser Weise sprach, ließ sich schon etwas erwarten. Darum hing nun der kleinen Emma Tagmann der Himmel voller Geigen und allerlei Saitenspiel, wie ein wohlbedachter Rauchboden voller Würste und Schinken. Und neben dem Mägblein war natürlich der Verlobte ganz Wonne, die aber schwerlich an die Freude seines zehnjährigen Schwagers reichte, der auf die fröhliche Aussicht hin den bevorstehenden Hochzeitskuchen bereits in Gedanken über die Zunge gleiten ließ.

Aber als am nächsten Mittage Ernst seine Braut küßte und sagte: „Emma, ich gehe zum Herzog. Gott segne meinen Gang!“ seufzte sie beklommen und entgegnete: „Ja, Ernst, Gott sei mit uns!“ — „Ei, Emma, Du bist doch nicht bange?“ fiel ihr eine muntere Knabenstimme ins Wort. „Der Herzog sitzt schon vor dem Schweizerhause und raucht die Pfeife mit dem großen Türkenkopfe, und der Vater sagt, wenn er daraus raucht, ist's Sonnenschein bei dem gnädigen Herrn.“ Fritz drehte sich auf dem Absatz herum. „Weißt Du was, Emma? Ich lausche hinter dem Buschwerk vor dem Schweizerhause, und wenn Ernst

von dem Herzoge einen guten Beiseid erhält, bin ich wie der Wind wieder hier und bringe ihn Dir. Du weißt, ich laufe millionenmal schneller als Ernst!" Fort war er.

Der alte Friedrich Franz I. — Gott hab' ihn selig — saß auf der Bank vor dem Schweizerhause unter der großen Eiche. Behaglich eine lange Pfeife mit ungewöhnlich dickem Weichselrohre und einem riesigen Meerschäumkopfe rauchend, betrachtete er einen jungen Mann, der in kurzer Entfernung des Weges daher schritt, und der, je mehr er sich dem Fürsten näherte, desto besangener zu werden schien. Erst als der Herzog ihm mit wohlwollender Miene einen Wink gab, beschleunigte er wieder die zaghaften Schritte und stand mit dem Hute in der Hand bald vor dem Fürsten. „Nun, mein Sohn, Du bist der künftige Schwiegersohn meines Kammerdieners? Du willst um die Küsterstelle zu — zu — —.“ „Lenzdorf, Durchlaucht“, ergänzte Ernst Gut. „So — so — um Lenzdorf bitten. Lenzdorf, Lenzdorf — hm, hm!“ sagte der hohe Herr nachdenklich. „Ist ritterschaftlich. Hm, ritterschaftlich. Muß es denn gerade Lenzdorf sein?“ — „Durchlaucht, das Küsterhaus dort ist mein Vaterhaus. Vater und Großvater sind darin geboren und gestorben.“ — Der Fürst nickte. „Ich lob' mir den Vogel, der sein Nest in Ehren hält.“ — „Auch nicht allein meinetwegen, Durchlaucht, auch meiner alten, gichtbrüchigen Mutter wegen ist es mir um die Stelle zu tun. Sie ist darauf geboren und erzogen und meint, ehe sie aus Lenzdorf ziehen müsse, wolle sie doch lieber sterben, um bei meinem Vater und ihren Eltern unter der alten Linde schlafen zu können.“ Der Herzog nickte wieder. „Ja, ja, einen alten Baum darf man nicht verpflanzen. — Und der Inspektor ist gegen Dich, mein Sohn? Sicher hast Du Dir was zu Schulden kommen lassen? Man sagt, Ihr Schulmeister strebt hoch hinaus.“ Das klare Auge des hohen Herrn ruhte prüfend auf dem jungen Manne. „Durchlaucht, dann hätte ich das Strohdach des Vaterhauses nicht Schwerin vorgezogen, wo mir eine Stelle angeboten wurde“, erwiderte Ernst bescheiden und legte seine Zeugnisse vor dem Herzog auf den Tisch. Der hohe

Herr griff darnach und las sie bedächtig durch. Dann legte er sie nachdenklich vor sich und fragte mit Nachdruck: „Was hat denn der Inspektor gegen Dich? Sag mir's offen.“ — „An mir hat er wohl nichts auszusetzen“, entgegnete Ernst Gutleise. — „An Dir nicht? An wem denn?“ — „An meiner Braut, die ein Jahr lang bei meinen Eltern war, und die er dort kennen gelernt hat.“ — „Und was hat er gegen die Tochter meines Kammerdieners?“ — Ernst wurde rot und senkte wortlos das Haupt. „Nun, mein Sohn, darüber wird mir Dein Schwiegervater schon Auskunft geben.“

In diesem Augenblicke kam ein Offizier daher und hielt salutierend vor dem Fürsten an. „Guten Morgen, lieber Hauptmann!“ rief der Herzog, legte die Pfeife auf die Bank und erhob sich. „Wünschen Sie mich zu sprechen?“ — „Nur eine kurze Meldung, Durchlaucht.“ — „Gut! Ich gehe nach dem Schlosse. Die Mitteilung kann ich unterwegs entgegennehmen.“ Der Fürst griff nach den Zeugnissen, nickte Ernst zu und sagte leutselig: „Der Bescheid, und wie ich hoffe, ein guter, soll demnächst erfolgen — adieu!“ — Der hohe Herr entfernte sich, indem er neben dem Offizier herschritt. „Der junge Mensch bittet um meine Fürsprache bei der Besetzung seiner heimatlichen Küsterstelle, die ich ihm schon gewährte, wenn es sich nicht um eine Anstellung in der Ritterschaft handelte; aber Sie wissen, lieber Hauptmann, mit Ihren Herren Standesgenossen ist schlecht Karten mischen“, hörte Ernst den Herzog noch sagen.

Der Offizier verabschiedete sich nach einigen Minuten, und der Herzog schritt allein dem Schlosse zu. Da rief's plötzlich hinter ihm: „Dörchlaucht! Dörchlaucht! Herr Herzog!“ — Das war natürlich kurios und nicht fein, denn mit einem Fürsten geht man anders um. Der Herzog blickte verdutzt zurück. Da kam Fritz Tagmann, des Kammerdieners Beihnähriger, daher gerannt, die Herzogliche Pfeife in den Händen. „Dörchlaucht, Herr Herzog heww'n Ehr Pip vergeten“, sagte das Bürschlein feuchend und streckte dem Fürsten die Pfeife entgegen. „Wier ein Glück, dat ick achter'n Busch stünn. Dor kem all en Hand-

wartsburß, un hadd hei de Pip feihn, hadd hei s' mitnahmen."
— Der Fürst lächelte. „Du bist ja ein Mordskerl!“ sagte er und nahm dem Knaben die Pfeife ab. — „Utkloppt heww 'ck sei all!“ sagte Fritz wichtig: „Sall ick instoppen, Herr Herzog?“

— Der Fürst blickte dem Jungen freundlich in das offene, hübsche Gesicht. — „J, Junge, hast Du auch reine Finger?“

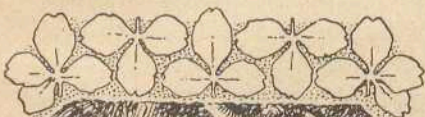
— Das Bürschlein hielt die gespreizten Finger hin. „Emma seipt sei jeden Morgen aw.“

— „Emma? Denn bist Du wohl der kleine Tagmann, der Sohn meines Kammerdieners?“ — Der Junge nickte. „Fritz heit ick.“

Der Fürst zog einen Tabaksbeutel aus der Tasche hervor.

„Nun, so stopf einmal!“

„Blißschnell breitete der Knabe sein schneeweißes Taschentuch auf den Rasen und stopfte über demselben, um nichts



zu verkrümmeln, den Türkenkopf. Das ging alles so schnell und gewandt, daß der Herzog seine Freude daran hatte. — „Junge, was willst Du werden?“ sagte der Herzog. „Kammerdeiner, as min Vadding“, antwortete der Knabe und reichte dem Fürsten die Pfeife. — Der Herzog prüfte das Werk des Kleinen und nickte wohlgefällig. „Also mein Kammerdiener willst Du einmal werden! Nun, was ein Haken werden will, krümmt sich beizeiten. Weißt Du was, Junge? Ich ernenne Dich zu meinem Pfeifen=Inspektor. Du darfst mit Deinem Vater aufs Schloß kommen und mir die Pfeifen besorgen — reinigen, stopfen und sauber aufstellen. Dies hier ist meine Lieblingspfeife, auf die mußt Du besonders Acht haben. Willst Du?“ — Das Büirschlein lächelte glücklich. „Dein Vater wird Dirs schon zeigen“, sagte der Herzog und ging. — — Es ist schwer zu sagen, wer an diesem Tage der Glücklichere war, ob Ernst Gut, der angehende Küster, oder Frigchen Tagmann, der wohlbestallte Herzogliche Pfeifen=Inspektor. Der Stolzere war jedenfalls der Frig.

Ernst beeilte sich, die Rückreise zur Mutter anzutreten, und die besten Aussichten begleiteten ihn. Und nicht lange dauerte es, da nahmen seine Aussichten greifbarere Gestalt an. Der Herzog hatte durch seinen Sekretär den Inspektor Sauer fragen lassen, was er gegen die Anstellung des Ernst Gut habe, und wenn er an demselben etwas auszusetzen habe, möge er — der Herr Inspektor nämlich — frank und frei Red' und Antwort stehen. Da ist dem Herrn Inspektor Sauer das Ding nicht ganz geheuer vorgekommen, und er hat eigenhändig geantwortet, da müßte doch ein grausamer Irrtum obwalten. Er hätte gegen die Anstellung des Ernst Gut auch nicht die Bohne einzuwenden, ja wünsche dieselbe sogar von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und aus allen seinen Kräften, sintemalen der junge Mann ein Muster von einem Organisten, Küster und Schulmeister sei. So konnte der alte Tagmann an die Aussteuer seiner Tochter, das junge Paar an seine Hochzeit denken, die denn auch auf präzise Ostern festgesetzt wurde.

Allein, allein, allein, allein — wie kann der Mensch sich trügen! Der erste Napoleon — gottvergessenen Angedenkens — brach über den Rhein und gewann am 14. Oktober 1806 die Schlacht bei Jena. Ja, die unglückselige Schlacht bei Jena! Sie kostete Preußen die schönsten Provinzen, den Herzog Friedrich Franz sein Land und Ernst Gut die Aussicht auf die Küsterstelle und Hochzeit. Die Franzosen überfluteten unser liebes Mecklenburg, setzten den Herzog ab und wirtschafteten, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Vergebens wandte Friedrich Franz alles an, Thron und Krone zu retten. Und weil er fürchten mußte, sogar gefangen genommen zu werden — und mit den Gefangenen verstand der Franzose keinen Spaß —, war er gezwungen, an Flucht zu denken.

Erst wenige Tage des neuen Jahres waren verfloßen, als der Lenzdorfer Inspektor Ernst Gut zu sich bescheiden ließ. Und weil der Herr Inspektor nach der Herzoglichen Anfrage gegen den jungen Mann allezeit die Leutseligkeit selbst gewesen war, leistete derselbe arglos dem Befehle Folge. Allein sein Schreck war kein geringer, als Sauer ihm hochfahrend und pazig entgegentrat. „Wenn Sie sich auf den Herzog verlassen und gemeint haben, auf sein Nachtwort die Küsterstelle in die Tasche stecken zu können, dann, lieber Gut, haben Sie sich gründlich geirrt. Des Herzogs Regiment ist Matthäi am letzten, meines in Lenzdorf aber nicht. Ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen den guten Rat zu geben, ziehen Sie Ihre Bewerbung zurück. Es ist besser für Sie. Ich bin Ihr Gegner. Und selbst wenn Sie die Stelle von der Gutsvormundschaft erhalten sollten, werden Sie unter meiner Botmäßigkeit keine guten Tage sehen, und kein Herzog kann Ihnen helfen.“

Verzagter, als er sich zugestehen wollte, überbrachte er der Mutter die Hiobspost. Er sagte mit einer Art Trost, wenn er die Stelle nicht haben sollte, so stehe um eine Erbse der Grapen nicht leer, und anderswo werde auch Brot gebacken. Er pfiß verächtlich, aber ein paar Tränen in den Augen strafte den Mund Lügen. Und als er die liebe lange Nacht hindurch kein

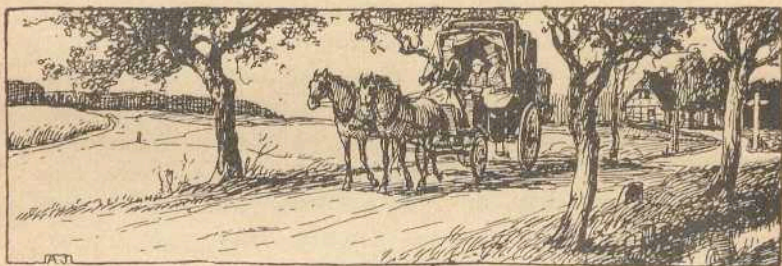
Auge geschlossen und der Mutter stilles Seufzen sein Herz bewegt hatte, nahm er seinen Sonntagsrock aus dem Schrank, griff nach Hut und Stock und sprach: „Leb wohl, Mutterherz! Ich gehe nach Ludwigslust zum Herzoge. Vielleicht kann der arme, liebe Herr doch noch mehr, als der Inspektor glaubt. Bete für uns, daß mir's wohlgelingen möge!“

Es dunkelte bereits, als Ernst Ludwigslust erreichte. Der unerwartete Eintritt bei seinen Schwiegereltern belehrte ihn auf den ersten Blick, daß es auch hier Herzeleid in Fülle gab. Nur Überraschung, nicht Freude, las er bei seinem Eintritte auf den Gesichtern der Tagmann'schen Familie und außerdem Bangigkeit und Sorge. Nach kurzer, ernster Begrüßung sagte der Schwiegervater zu ihm: „Ernst, Dein Besuch hat diesmal einen Grund. Was bringt Dich so unerwartet her? Aber mach's kurz! Ich muß aufs Schloß und komme zur Nacht nicht zurück.“ Des jungen Mannes Bericht enthielt natürlich nichts Tröstliches. „Ernst“, sagte der Kammerdiener, „wir müssen tragen, was sich nicht abwenden läßt. Den Herzog dürfen wir mit unseren Angelegenheiten nicht behelligen. Der hat mit sich selbst genug zu tun. Ich meine, wir haben Geduld. Heiratet Ihr nicht heute, so warten wir bis morgen, und ist Euch die Lenzdorfer Kisterstelle nicht beschieden, so ist's eine andere. Glück und Unglück findet sich überall. Gute Nacht, Kinder! Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ hatte der Vater gesagt, und keiner hatte geahnt, wie viele Monate bis dahin verstreichen sollten. Denn am nächsten Morgen brachte der Feuerwärter vom Schlosse ein offenes Bettelchen, das nur wenige Zeilen enthielt. „Lieb Weib und Kind!“ schrieb der Vater. „Lebt Alle wohl! Ich habe keine Zeit mehr, mit Mund und Hand von Euch Abschied zu nehmen. Unser alter, lieber Herzog muß flüchten, und ich gehe mit ihm nach Altona. Gott stehe ihm und uns bei! Euer Vater.“ Das war ein böser Schlag. Ernst Gut war ganz betäubt. Im Familienrate war gestern Abend beschlossen, Ernst solle trotz des Vaters Ansicht dennoch versuchen, sein Leid dem Herzoge zu klagen. Nun war Alles vorbei. Die Mutter allein

behielt Herz und Kopf auf dem rechten Flecke. „Kinder“, sagte sie, „wenn unser Herzog sein Land verliert, könnt Ihr über den Verlust der Küsterstelle ruhig die Augen trocknen. Darum fügt Euch in Geduld.“ Der kleine Pfeifen-Inspektor aber fuhr aus dem Bette und rief: „Wo sall dat äwer nu mit de Pipen warden; wenn hei blot sin Lieblingspip mit den Türkenkopp nich vergeten hett!“ Kaum angekleidet, rannte er nach dem Schlosse. Richtig, der Türkenkopp war vergessen. Ja, wie soll's nun werden? Aber der Junge entschloß sich kurz. Er ergriff die Pfeife, auch ein Pack des holländischen Kanasters, das auf dem Rauchtische lag, und hinaus ging's in wilden Sprüngen durch den Schloßgarten. Einem ihm begegnenden Schulkameraden rief er zu: „Hans, segg min Mudding, ick drög Durchlächtig blot de Pip nah, und wenn ick hüt Abend nich wedder kam, denn kam ick morgen, un ängsten sull sei sück man nich üm mi, hadd ick seggt!“ Die Landstraße war bald erreicht. Aber dem Büirschlein ging schnell der Atem aus, denn der Weg war entseßlich sandig. Wenn nunmehr auch in langsamem Tempo, so ging die Reise doch tapfer fort. Vor dem Krüge des ersten Dorfes hielt eine Droschke. Der Knabe trat rasch entschlossen an den Kutscher heran. „D, nehmen S' mi en beten mit!“ — „Wo wiet?“ fragte der Mann. — „Bet wi den Herzog inhalt heww'n.“ — „Den Herzog? Weckern Herzog?“ — „Friedrich Franz von Meckelborg.“ Der Fuhrmann sah ihn ungläubig an. „Was soll der?“ fragte er. — „D, hei hett sin Pip vergeten, dei will ick em nahbringen.“ — Unterdeß kam der Reisende, der das Fuhrwerk gemietet hatte, aus dem Krüge heraus und hörte mit Staunen den Bericht des Kutschers. „Aber Junge, wie kommst Du zu der Pfeife des Herzogs?“ — „Ich bün sin Pipen-Inspektor.“ — Der Reisende betrachtete das Prachtstück, dessen schwerer, silberner Beschlag die Herzogliche Krone und den fürstlichen Namenszug trug. — „Aber Junge, wissen Deine Eltern auch um Deine Reise?“ — „Min Vadding nich, bei is bi den Herzog, äwer min Mudding weit't.“ — „Und hast Du denn auch Reisegeld?“ — „Dat heww 'ck vergeten“, gab Frischchen Tagmann etwas verblüfft zur Antwort, denn an Reisegeld

hatte er nicht gedacht. Der Reisende ließ ihm ein tüchtiges Butterbrot geben und sagte dann: „Nun, so will ich Dich mitnehmen, meinetwegen bis Hamburg. Für die Rückreise aber muß der Kutscher sorgen, der Dich bis Ludwigslust wieder mit zurücknehmen kann!“ Er schrieb schnell einen Brief an die Mutter des Kindes und gab denselben dem Krüger zur Versorgung. Kurz und gut, der Junge stieg mit Pfeife und Tabak in die Kutsche und fuhr von dannen.



Es war um die Mittagszeit nach dem Tage, an welchem der Herzog in Altona eingetroffen war, als der hohe Herr ernst sinnend am Fenster stand und gedankenvoll auf die Straße hinausblickte. Plötzlich wandte er sich rasch um und riß an dem Klingelzuge. Der Kammerdiener trat schnell ein. „Tagmann“, sagte der Herzog erregt, „der Junge dort unten, ist das nicht Deiner?“ Der Diener beugte sich am Fenster vornüber und blickte auf die Straße, fuhr aber schreckensbleich zurück und sagte: „Wahrhaftig, er ist's und hat die Pfeife mit dem Türkenkopfe in der Hand und ein Pack Tabak unter dem Arme.“ — „Bringe ihn unverzüglich zu mir“, befahl der Fürst. Der Kammerdiener eilte davon. Nach einigen Minuten trat Fritzchen ein und hielt dem Herzog siegesstolz die Pfeife entgegen. „Herr Herzog, hier is de Pip, de Sei vergeten heww'n, un ein Pund Tobak heww ick of mitbröcht.“ — „J, Du Blißjunge“, rief der

Herzog und fuhr dem kleinen Boten streichelnd über das Haar, „wenn meine Mecklenburger alle so treu sind, ist mir mein Mecklenburg noch lange nicht verloren.“ — „Ja, weck dögen nich“, sagte das Frischchen ernst. „Zum Beispiel wer nicht?“ fragte der Herzog lächelnd. — De Lenzdörper Inspektor nich; dei seggt, Ernst friggt de Kösterstell nich; denn Herr Herzog heww'n nicks nich mihr tau seggen.“ — „I, der verfluchte Kerl!“ rief der Herzog mehr launig als erzürnt.

Nachdem der Kleine weiblich mit Speise und Trank erquickt war, ließ ihn der Herzog wieder zu sich bescheiden. Er bekam ein Goldstück als Behrpfennig für die Rückreise, ein zweites für den Kutscher und einen Brief ohne Adresse. Den Brief sollte Frischchen an den Herrn Hosprediger abliefern, aber ganz heimlich. Die Franzosen hatten bei Androhung hoher Strafe allen mecklenburgischen Behörden jeden mündlichen oder schriftlichen Verkehr mit dem Feinde, das heißt mit ihrem ehemaligen Herrn und Herzog, untersagt. Noch an demselben Tage trat Frischchen seine Rückfahrt in derselben Kutsche, in der er gekommen war, auch wieder an. Er erreichte am Abend des dritten Tages die Heimat, und die Mutter besorgte den Brief an seine Adresse. Und der Brief tat seine Wirkung. Es zeigte sich, daß der Herzog im lieben Mecklenburg doch noch mehr Macht als der Lenzdorfer Inspektor hatte. Denn noch vor Ostern bekam Ernst Gut seine Bestallung als Lenzdorfer Küster und feierte bald darauf seine Hochzeit. Im Juli kehrte der alte Friedrich Franz ins liebe Vaterland zurück, und als am 19. August ein großes Lob- und Dankfest für die Rückkehr des Landesherrn im ganzen Lande gefeiert werden sollte, trat eines Tages der Herr Inspektor Sauer bei Ernst Gut ein und sagte: „Herr Gut, ich habe gegen Sie ein böses Wort wider Seine Durchlaucht fallen lassen. Ist es verschwiegen geblieben, so bleibe es auch unter uns, wo nicht, suchen Sie, bitte, zu veranlassen, daß der Herzog erfahre, wie sehr es mich reut.“ — Und weil das böse Wort nie böse Frucht getragen hat, ist der Inspektor seinem Küster allezeit sehr

dankbar gewesen und hat es ihm oftmals durch Wort und That gedankt.

Aus dem kleinen Pfeifen=Inspektor ist später ein tüchtiger Beamter geworden, weil er auf herzogliche Kosten eine Hochschule besuchen und studieren konnte. Der Küster Ernst Gut aber hat mit seinem Weibe lange in Frieden gelebt und Kinder und Kindesfinder gesehen.





Lessen und ich.

(Eine Geschichte von den mecklenburgischen freiwilligen Jägern.)

Wer war Lessen? Ja, wer war Lessen! Die alten freiwilligen Jäger von Anno 13 hätten's Dir, lieber Leser, allesamt Mann für Mann sagen können. Lessen war das Kind seiner Zeit, das Kind des Krieges. Wo die Kriegstrompete schmetterte und der Sturmarsch dröhnte, da war sein Element. Doch halt! Weiter nicht! Für das Malchower Kind, dessen Brust das eiserne Kreuz und die ehrenvollsten Orden schmückten, der sein Leben so oft und so freudig für das Vaterland in die Schanze geschlagen hat, für den hat das Vaterland kein anderes Plätzchen gehabt, als ein stilles und vergessenes Grab.

Als der erste Napoleon Anno 13 in Sachsen und Preußen bekam, was ihm gehörte, nämlich eine Tracht richtiger, deutscher Hiebe um die andere, da wurde es dem Schinder Davoust mit seinem Franzosengesinde in Hamburg doch schwül. Er suchte nach Berlin hin durchzubrechen, rannte sich aber bei Vellahn und Camin in der Wittenburger Gegend den dicken Kopf so blutig, daß er den Marsch nach Süden aufgab und dagegen ostwärts nach Stralsund sich durchzuschleichen versuchte. Er kam aber kaum bis Rostock und besonders bei Retschow, in der Nähe von Kröpelin war's, wo ihm ein richtiges „P“ vorgeschrieben wurde. Unter denen aber, die es ihm vorschrieben, waren die bravsten die mecklenburgischen freiwilligen Jäger. Und aus dieser Zeit schreibt sich unsere Geschichte.

Es war, hol' mich der Bock! die reine Hundewirtschaft. Da lagen wir — die vierte Kompagnie der Fußjäger nämlich — im dichten Unterholze eines Buchenwaldes, und eine gute Büchsenchußweite davon in einem Bauerndorfe unter Dach und Fach die Herren Franzosen. Herr Gott, wenns nun so drauf los gegangen wäre! Aber prosit die Mahlzeit! „Nicht muren!“ lautete die Parole. Rauchen und lautes Sprechen war verboten. Mit langen Gesichtern lagen die Jäger auf ihren Tornistern, und mit sehnächtigen Blicken späheten unsere Posten durch das dichte Haselgebüsch nach dem Dorfe vor uns. Beim Dunkeln schlich eine Patrouille in einem tiefen Graben dem Dorfe näher. Wie gern wäre ich mit dabei gewesen! Aber nun saß ich abseits auf einem Baumstumpf mutterseelenallein, und dort der alte, liebe, liebe Kirchturm grüßte zu mir herüber, und dort der weißgetünchte Giebel des alten Vaterhauses und dort gar, achthundert Schritte vom Dorfe das Gehöft des Draußenbauern! Ach, wollte doch der Hauptmann „vornwärts“ kommandieren! Wie sollten Hörnerschall und Büchsenknall zum lustigen Tanze aufspielen! Und wie schön, wenn eine mitleidige Franzosenkugel mir einen schönen Soldatentod bereitere — vielleicht dicht beim Kirchhofe, dort wo Vater und Mutter und das Schwesterchen ruhen! Mich fänden die Bauern und sagten: „Der arme, brave Jakob! Gott hab ihn selig! Aber der Draußenbauer wird von unserm Herrgott seinen Groschen wohl kriegen.“ Und sie gruben mir ein Grab neben der Mutter, und dann pflanzte Ann-Dörthe doch wohl einen Rosenstock auf mein Grab. — Mir sank das Haupt auf die Brust, und ich mußte bitterlich weinen. Da legte sich leise eine Hand auf meine Schulter. Lessen stand vor mir und blickte mich voll Teilnahme an. Ich fuhr auf. „Herr Oberjäger“ — sagte ich. Er unterbrach mich. „Jakob Wagner, laß „den Herrn“ weg. Für Dich bin ich Lessen. Du bist ein braver Jäger. Donner und Doria, gingest Du gestern beim Bajonnett-Angriff drauf los! Komm, Jakob Wagner, laß uns Brüderschaft machen!“ — Wir gaben uns die Hände und dann war's gut. Wir setzten uns beide auf den Stumpf und flüsterten mit einander. Mir ward's sächter. Ein Freundeswort

ist wie Balsam auf brennender Wunde. „Jakob“, sagte Lessen, „erzähle mir, was Dich drückt. Glaub mir, es wird besser darnach. Ein Feuer, dem nicht Luft nach oben geschafft wird, frist nach innen, und der versteckte Schmerz stößt's Herz ab.“ Und der Mann, der sonst so gleichgültig und kalt ausah, blickte mich so warm an, daß ich erzählen mußte, ich mochte wollen oder nicht.

„Lessen“, sagte ich, „siehst Du dort jene graue Giebelwand im Mondlichte herüberschimmern?“ Er nickte. „Lessen, das ist mein Vaterhaus. Und siehst Du dort am Kirchturm den nachtschwarzen Schatten? das ist die uralte Ulme, unter welcher Vater, Mutter und Schwester schlafen. Und siehst Du dort weit rechts vom Dorfe die dunklen Umrisse eines Gehöftes? Das ist das Gehöft des Draußenbauern. Dort wohnt mein Liebstes auf der Welt, und von dort bin ich nach treuer Arbeit wie ein Hund verjagt. Doch laß mich von vorn anfangen. Mein Vater war ein Schneider, aber der Tod saß ihm in der Brust, denn er hatte die Schwindsucht. Das wußte er genau. Um aber Weib und Kind nicht in den vier leeren Wänden und hinter leeren Schüsseln zurücklassen zu müssen, arbeitete und hastete er, daß es ein Jammer war. Er wollte so viel erübrigen, daß ich etwas Ordentliches lernen könne, damit wenigstens die Mutter in ihren alten Tagen ihre Zuflucht zu mir nehmen könne. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Eine böse Seuche raffte



jäh das Schwesterchen ins Grab und ein halbes Jahr darauf begruben sie auch die Mutter. Da war ich mit einem Schläge nun Hausfrau, Dienstmagd, Küchenjunge und Laufbursche. Ich kann nicht sagen, daß ich dem Vater den Schmerz um die Mutter besonders angemerkt habe. Nur still und stiller wurde er mit jedem Tage und bei der Arbeit tagtäglich hastiger. Oft brannte ihm bald die rechte, bald die linke Wange wie Feuer. Auch Schweiß stand ihm von Zeit zu Zeit auf der Stirn, und der Schweiß war kalt wie Herbstnebel, vor dem sich die Grashälmllein in die Erde verkriechen. Eines Abends aber stieg er langsam, ganz langsam von seinem Tische herab, kramte alles sorglich beiseite und sagte mir von allerlei Bescheid. Dann seufzte er und sagte: „Es ist Feierabend geworden“, und legte sich ins Bett. „Jakob“, sagte er nach einer Minute, „lies mir den Abendsegen vor, ich will schlafen gehen.“ Ich wunderte mich über solche Rede, denn er lag ja schon. Ich las den Abendsegen, und er hörte mit gefalteten Händen zu. Dann sagte er: „Gute Nacht, Jakob!“ und küßte mich. „Jakob“, sagte er ganz schwach, „mir ist, als wenn unser Herrgott mich ruft. Halte Dich fest und denke: „Was Gott tut, das ist wohlgetan!“ Halte Dich zu Gottes Wort und Gottes Tisch und werde Gott und Menschen was nütze.“ Das ging mir denn doch ans Herz, denn ich hatt's in meiner Einfalt nicht erwartet. Unter Tränen ging ich zu Bett und weinte, bis ich mich in den Schlaf geweint hatte. Am nächsten Morgen war ich beizeiten wach. Lieber Gott, da war der Vater tot. Ich warf mich über ihn und weinte, daß meine Tränen ihm wie Taupropfen über das bleiche, freundliche Gesicht rieselten. Bis der Vater begraben wurde, blieb die alte Nachtwächterfrau bei mir im Hause. Als er aber in die Gruft gesenkt war und sie gesungen hatten:

„Nun lassen wir ihn allhie schlafen
Und ziehen all heim unsere Straßen“ —

nahm mich der Schulze bei der Hand und sagte: „Komm, Jakob! Du ziehst jetzt zu dem Draußenbauer.“ Erschrocken

blickte ich ihn mit offenem Munde an. Er aber tröstete mich und sagte: „Jakob, wenn sich ein anderer Pflegevater für Dich gefunden hätte, wärest Du nicht zu dem Draußenbauer gekommen. Denke, es sei Gottes Wille.“ Da ging ich, aber unter Seufzen.

Der Draußenbauer Felge war einer, der sich mit seinem Weibe zusammengefunden hatte, wie sich auch einmal Hund und Kaze zusammentun können. Er, ein alter Kutscher, und sie, eine alte Köchin, hatten bis über ihre besten Jahre hinaus die Füße unter fremder Leute Tisch gesteckt, weil sie nimmer genug hatten zusammenscharren können. Zuletzt aber haben sie doch ihre Lumpen zusammengeworfen und gemeinschaftlich die Bauernstelle dort gekauft. Ihr Lebensprüchlein lautet: „Halte fest, was Du hast und nimm, was Du kriegen kannst.“ Ihre Dienstboten konnten nie genug arbeiten. Speise und Trank aber gaben sie knapp und Lohn noch knapper. Da wars denn kein Wunder, daß Knechte und Dirnen bei ihnen ab- und zuginen, wie die Tauben in einem Taubenschlage, und was aushielt, war unnützes Zeug und Lumpengefindel. Mich Wurm nahmen sie auf, wie man einen Hund aufnimmt, nicht kalt und nicht warm. Mit Arbeit ging der Draußenbauer mir reichlich unter die Augen, so daß ich selten in die Schule kam, bis ihm von amts- wegen einmal gründlich der Kopf gewaschen wurde. Nur zwei treue Seelen standen mir zu: Die Ann=Dörthe und der Hofhund. Der Hund, weil ich ihm von den eigenen knappen und mageren Brocken doch manchen Brosamen zukommen ließ, das Mädchen, weil es mich so ziemlich als den einzigen Spielgenossen auf dem einsamen Bauernhose ansah. Ich nahm die Ann=Dörthe mit in die Schule, half ihr Blumen pflücken und den Schmetterlingen nachjagen und brachte ihr je nach der Jahreszeit Erdbeeren oder Haselnüsse mit aus dem Wald. Den Tag meiner Konfirmation erwartete ich mit Sehnsucht. Er sollte mir die Erlösung aus den Händen des Draußenbauern bringen. Ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und der Wirt war mein Vormund, der Schulze. Er nannte mich einen schwächlichen und knennlichen Jungen, der bei fremden Leuten noch

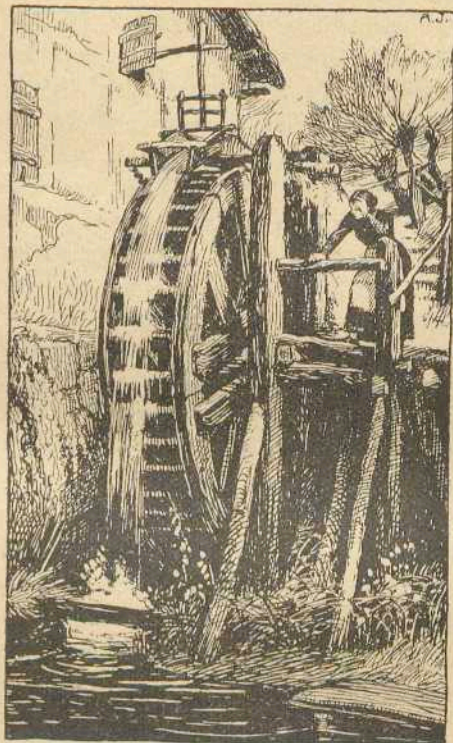
nicht fortkommen könne und für den es am besten sei, ohne Lohn und fürs Brot noch zwei Jahre dem Draußenbauer gut zu tun. Das war hart, aber nichts dagegen zu machen. Ich fügte mich in mein Schicksal und arbeitete dem Bauern treu und ehrlich fürs Brot. Unterdes hatte Felge doch wohl eingesehen, was ich ihm wert war. Gegen das Ende des zweiten Dienstjahres schenkte er mir einen nagelneuen Anzug und sagte: „Jakob, bleibe bei mir, Du hast nichts, und ich bin reich, und Du kannst nicht wissen, wie Du durch mich einmal zu Brot und Eigentum kommen kannst.“ Und weil er und seine Frau mich mit jedem Tage freundlicher behandelt hatten, so blieb ich auch diesmal und blieb, — um es kurz zu machen — noch volle acht Jahre. Vom Lohn war wenig die Rede. Er kleidete mich — und es ist wahr — recht gut — und wo ich — was freilich selten geschah — einige Groschen gebrauchte, da knickerte und knauferte er nicht. Einen bestimmten Lohn hatten wir nie verabredet. Wenn ich ihn darum anging, sagte er: „Jakob, wozu das? Zu kurz sollst Du nicht kommen und sehen, was ich noch tun werde. Wir beiden Alten haben's bald satt und Dich verlassen wir nicht.“ Herr Gott, bei solchen Redensarten hüpfte mir das Herz im Leibe. Ich dachte an die Ann-Dörthe, und die Ann-Dörthe war mittlerweile ihre vollen achtzehn Jahre alt geworden. „Er gibts zu!“ jubelte mein vertrauensseliges, unverständiges Herz. — Eines Abends war ich allein im Stalle. Die Ann-Dörthe kam herein — aber furlos und mit verweinten Augen. „Jakob“, sagte sie leise, „der reiche Bornmüller hat um mich angehalten, und die Alten haben ihm das Jawort gegeben.“ — „Und Du?“ fragte ich mit Angst und Bangen. Das Mädchen aber schlug die Schürze übers Gesicht und weinte leise. „Ach Gott, wäre ich tot!“ seufzte sie. Da tat ich in meiner Angst, was ich noch nimmer getan hatte. Ich umschlang sie mit beiden Armen und rief: „Ann-Dörthe, tu's nicht! Nimm den Müller nicht, und wünsche Dir nicht den Tod. Ich kann nicht ohne Dich leben.“ Da nahm sie hastig die Schürze vom Gesicht, sah mich mit den großen, blauen Augen an und sagte fest: „Und

ich nicht ohne Dich, Jakob.“ Da küßte ich sie. „Ann-Dörthe, sag's Vater und Mutter, Du bist ihr liebes Kind, und gegen mich sind sie ja auch allezeit gut gewesen.“ — Sie verließ mich beruhigt. Aber am andern Morgen stand der Bauer vor mir und sagte: „Jakob, Stank für Dank! Du hast der Dirn Raupen in den Kopf gesetzt. Hier ist Dein Lohn und hier die Abrechnung, Du kannst gehen.“ — Er hatte mir zwanzig Taler auf den Tisch geworfen. Das war der Lohn für achttjährigen treuen Dienst. Bleich und zitternd blickte ich in das Papier hinein. Es war die reine Spitzbubenrechnung. Ich nahm das Sündengeld und sagte nur: „Ja, Bauer, Stank für Dank! Unser Herrgott sei Richter zwischen mir und Dir.“ Eine Stunde darauf verließ ich das Haus. Die Ann-Dörthe lag mit dem Gesicht auf dem Gartenzaun und weinte bitterlich. —

„St!“ sagte Lessen und legte mir die Hand auf den Mund. Er lauschte mit weit vorgestrecktem Halse. Die alte Turmuhr schlug just elf. Auch ich horchte. Richtig! Eilige Schritte kamen heran. Wir packten die Büchsen. Lessen ging dem Geräusch entgegen. Es war einer von unseren Patrouillen. „Herr Oberjäger“, hörten wir sagen, „zehn bis zwölf Franzosen schleichen vom Dorfe aus nach dem abgelegenen Gehöfte dort, das unbefetzt ist, es sind jedenfalls Plünderer.“ Husch, war Lessen verschwunden. Ich zitterte vor Aufregung wie Espenlaub. Nach zwei Minuten war Lessen zurück. „Der Hauptmann hat mir befohlen, das Haus zu beschützen. Wer will mit?“ Ein Duzend Jäger fuhr empor. „Ich! — Ich! — Ich!“ — „Nicht mehr als acht Mann!“ — erwiderte Lessen und wählte die Leute aus. „Marsch, marsch!“ Im Lauffschritt ging's vorwärts. „Halt!“ kommandierte Lessen nach zehn Minuten. Wir standen am Gartenzaun. Nur noch der Garten trennte uns von dem Hause. Die Wirtschaft war im vollsten Gange. Lachen und Rufen klang zu uns herüber, dazu das Zerbrechen von Risten und Kasten. „Macht Euch fertig!“ Die Büchsen wurden geladen und die Hirschfänger aufgesetzt: — „Ihr fünf nehmt die Hausthür, Ihr zwei besetzt die beiden Ecken der Hinterfront des Hauses und wir beide, Jakob und ich, besetzen die Hofthür. Jetzt marsch!“

Wie auf der Bürsche gingen die Jäger vor. „Was auf dem Hofe und an der Hofthür geschehen sollte, ist unsere Sache und geht Euch nur im Nothfalle etwas an, und daß Ihr auf die Fenster acht habt!“ raunte Lessen den beiden Eckposten im Abgehen zu. Und jetzt standen Lessen und ich hinter dem Baune, der uns nur noch vom Hofe trennte. Da flog unter wildem Aufschrei einer Frauenstimme die Hofthür auf. Es war Ann-Dörthe's Stimme. Zwei Franzosen balgten sich wütend um sie. Sie wehrte sich wie eine Verzweifelte: „Mein Gott, mein Gott, erbarme Dich!“ winselte sie. Wie die Spreen im Aufsluge wirbelte die Gruppe über den Hof. „Bist Du ruhig, Jakob?“ fragte Lessen mit eisiger Kälte. Ja, ich war ruhig. Ich meinte, mein Herz schlage und mein Blut rinne nicht mehr. „Gut, Jakob, Du bist der nächste! Tue Deine Schuldigkeit!“ Langsam hob sich meine Büchse. Ich lag im Anschlage. Da mit gewaltigem Stoße flog einer der beiden Kerle zur Seite. Das Mädchen hatte seine letzte Kraft zusammengefaßt. Da krachte mein Schuß. Der Franzose lag ohne Ruck und Zuck auf dem Sande. Da krachte auch Lessen's Büchse und auch der zweite brach wie ein Klappmesser zusammen. „Hurra! Hurra!“ Die Jäger stürmten ins Haus. Mit einem Sage waren auch wir über den Baun. Lessen schlug die Hofthür zu und schob den eisernen Ladestock unter die Türklinke. Die Thür war verrammelt. Aber piff, paff! dröhnte es an beiden Giebelenden des Hauses. Unsere Eckposten hatten die durch die Fenster flüchtenden Franzosen wieder ins Haus zurück geschleucht. „Pardon! Pardon!“ erscholl es im Hause. Da ging auch Lessen hinein. Ich aber machte mich zu der Ann-Dörthe. Das arme Mädchen kauerte in Todesangst auf dem Boden. Ich umschlang sie. „Ann-Dörthe, ich bin ja der Jakob! Kennst Du Deinen alten, lieben Jakob nicht mehr?“ Einen Augenblick sah sie mich schier wirr an. Dann umschlang sie meinen Hals mit beiden Armen und drückte ihr liebes Gesicht in meinen struppigen Bart. „Ja, Du bist mein lieber, lieber Jakob!“ flüsterte sie und weinte leise. Ich aber setzte mich zu ihr und streichelte stumm ihre bleichen Wangen. Da kam auch Lessen heraus. „Die sind besorgt und aufgehoben“, sagte er lächelnd — „zehn Mann hoch im Keller nämlich und

die Thür verschlossen und die Lufen verrammelt!" Er bückte sich zur Ann=Dörthe nieder. „Hast Du Dich beruhigt, Kleine?“ fragte er teilnehmend. Plötzlich aber fuhr er empor. Was war das? Es waren die Hörner unserer Jäger, und jetzt gings da drüben am Dorfe piff, paff! Aha, unsere Schüsse haben die Franzosen alarmiert. Sie wollten ihren Kameraden hier zu



Hilfe kommen und nun schneiden ihnen unsere Jäger den Paß ab. „An die Gewehre!“ kommandierte Leßten. Zucke, wie stürmten die Burschen hinaus. Ich aber mußte bei der Ann=Dörthe bleiben. Bald knallten auch unsere neun Büchsen — aber nicht allzu lange, denn an dem Schalle hörten wir, daß die große Nation eiligst Reißaus nahm.

„Ann=Dörthe“, sagte ich, als wir so allein dasaßen, „wie ißt mit Dir und dem Müller geworden?“ Sie legte

ihren Kopf an meine Brust. „Jakob, sieh, als Du fort warst, da war mir alles, alles gleichgültig. Es war, als ob mir mein fleischernes Herz genommen und ein steinernes gegeben war. Und als die beiden Alten mir Tag und Nacht zusetzten, da konnte ich zuletzt weder weinen noch lachen, weder fröhlich noch traurig sein. Da sagte ich ‚ja‘ und am nächsten Sonntage mußte ich mit in die Mühle. Während wir beim Kaffee saßen,

wurde mir so angst und bange. Still stand ich auf und ging an die Brustwehr neben dem großen Mühlrade. Ich weiß, Jakob, es war Einbildung, aber gehört hab ich's. Wenn die Radschaukeln auf das Wasser schlugen, klang's von unten herauf: „Ann = Dörthe, Ann = Dörthe, hier unten, hier unten, da schläft sichs so ruhig, so sachte, so sachte, so sachte!“ Da war mirs, als müßte ich hinunter. Plötzlich aber ergriff mich Angst und Bangen. Ich rannte über die Brücke ins Dorf zu dem alten Herrn Pastor. „Herr Pastor, der Mühlteich hat mich gerufen, so und so sagt er.“ Da sah mich der alte Herr so ernst und traurig an. „Also so weit ist es gekommen, mein armes, liebes Beichtkind!“ sagte er. Der alte Mann nahm mich bei der Hand: „Komm, Ann = Dörthe!“ und ich folgte ihm willig. Da knieten wir nieder und alles was mich drückte, sagte er dem lieben Gott und bat ihn um Erbarmen für mich. Da wurde es sachter und sachter in der Brust und zuletzt ganz still. Dann ging er mit mir nach Hause. Und da die Alten unterdes zurückgekommen waren, weil sie mich suchten, nahm er sie auch allein. Aber als er mit ihnen aus der Stube zurück kam, waren der Mutter die Augen naß und der Vater sagte: „Wenns so ist, Ann = Dörthe, hättest Du es ja nur sagen können — es kann ja auch nachbleiben.“

Lessen kam mit seinen Jägern zurück. Jetzt erst wurden wir an die beiden Alten denken. Sie hatten sich hoch oben unter der First hinter dem Rauchboden versteckt und kamen zitternd und bebend zum Vorschein. Mit Schrecken erkannten sie mich. Aber ich reichte ihnen die Hand und sagte: „Ich danke Gott, Pflegevater und Pflegemutter, daß ich Euer Hab und Gut habe mit retten helfen können.“ Sie aber schämten sich und verstummten. Da nahm Lessen sie bei der Hand, führte sie auf den Hof, zeigte ihnen die Franzosenleichen und sagte: „Was wäre aus Eurem Kinde geworden, wenn es vor diesen hier nicht gerettet wäre?“ Er zeigte ihnen das zerschlagene Gerät, und die Alten rangen stumm die Hände. Als sie aber den mächtigen Beutel mit Drittelsstücken sahen, den die Franzosen aus dem zerschlagenen Ofen hervorgeholt hatten und der ihnen bei Heller

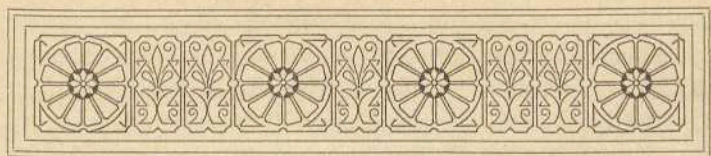
und Pfennig wieder abgenommen war, da gings ihnen wie dem seligen Jakob bei der ersten Botschaft seines Joseph — ihr Herz wurde lebendig. „Mutter, trag auf, was Küche und Keller leisten können! Wir habens und die Herren Jäger sollen nicht sagen, daß der Draußenbauer ein Filz und Knickerbein sei.“ Er selbst stieg in den Seitenkeller. Dort lagen ein paar Duzend Flaschen Wein, sorglich im Sande verpackt, wie ers ehemals bei seinem Herrn gesehen hatte — nicht für sich, sondern für die Herren Beamten, denen er damit zeigte, daß er aus anderem Schrot und Korn als die anderen Bauern sei. Alle Flaschen schleppte er mit den Jägern nach oben. Unter Lessen's Anleitung wurden die Tische geordnet, und er wußte es einzurichten, daß die Ann-Dörthe und ich neben einander zu sitzen kamen. Und als sich alles gereiht hatte und die Jäger einen lustigen Sturm auf die Liebesgaben des Draußenbauern mit Todesverachtung ausführten, da erhob sich Lessen mit dem blinkenden Glase in der Hand. „Jäger, auf zur Attaque! Vor einer Stunde galts den Franzosen und jetzt ihrem Wein! Aber nicht ohne Schlachtruß! Gott hat uns zur richtigen Stunde gesendet. Ohne uns wäre ein gutes und braves Kind ein gebrochenes Herz, eine geknickte Blume, krächte vielleicht jetzt der rote Hahn über diesem Hause, wanderten morgen ein paar alte Leute mit dem weißen Stabe von Haus und Hof. Wem unser Herrgott so zur guten Stunde hilft, den hat er lieb, und wen er lieb hat, der muß ein guter Mensch sein. Die guten Menschen, die Pflegeeltern unseres Jakob, die Gott lieb hat, sie leben hoch! — hoch! — hoch!“ — Da brauste das Hoch und klangen die Gläser. Und den beiden Alten rollten ein paar große Tränen über die ledernen Wangen und in die Gläser, und sie tranken Tränen und Wein. Da brauste es los:

„Mit Hörnerschall und Lustgesang, Als ging es froh zur Jagd,	So ziehn wir Jäger wohlgemut, Wenns not dem Vaterlande tut, Hinaus ins Feld zur Schlacht.“
---	---

Der Draußenbauer aber fuhr mit der umgewendeten Hand über die Augen, putzte sich die Nase und sagte: „Ich bedanke mich, Ihr Herren! Ja, die Jäger habe ich lieb wie Vater und Mutter, Bruder und Schwester. Und wenn der Krieg aus ist und einer von Euch bei mir anklopfen würde, mit dem wollte

ich meinen letzten Bissen Brot teilen, dem könnte ich mein letztes Hemd geben. Ihr Herren, helft mir, dieweil ich und meine Alte und die Ann=Dörthe allein es nicht können — die Mecklenburgischen Jäger, sie leben — hoch!“ Und die Jäger taten ihre volle Schuldigkeit wie immer. Aber ehe das Hoch verklungen war, stand Lessen auf, und mit seinem ernstesten Gesichte blickte er feierlich auf die beiden Alten. „Ihr lieben Alten, das war ein schönes Wort. Gott lohns Euch! Seht uns Jäger an. Einen oder den anderen von uns mögt ihr einst wiedersehen. Mancher aber von uns wird auf grüner Heide unter dem Rasen schlafen gegangen sein. Da bitten wir Euch heute und wir bitten alle: Gebt uns Eure Ann=Dörthe für den besten der Jäger, für unsern Jakob. Gott wirds Euch lohnen!“ — Da blickten sich die beiden Alten an. „Du's, Vater!“ flüsterte die Bäuerin. — „Du's, Mutter!“ der Bauer. Sie standen auf und gingen zu der Ann=Dörthe und mir. Lessen aber kommandierte: „An die Gewehre!“ und jeder der Jäger griff nach der Büchse. Und als der Alte sagte: „Jakob, vergib mir! da hast Du die Ann=Dörthe!“ rief Lessen: „Präsentiert's Gewehr!“ Und da präsentierten Sie die Gewehre und der Alte sagte: „Gott segne Euch, Jakob und Ann=Dörthe.“ Dann aber brachs los: „Vivat hoch! Die Jägerbraut soll leben und die guten Alten daneben — Vivat hoch!“

Zwei Stunden darauf zogen wir mit gespiekten Tornistern und fröhlichen Herzen davon. „Bist Du auch bange um mich, Ann=Dörthe?“ fragte ich. Sie aber blickte mich ruhig an und antwortete: „Nein, Jakob! Der liebe Gott, der uns so wunderbar zusammengeführt hat, wird uns nicht wieder trennen.“ Und sie hat recht behalten. Sie ist mein liebes Weib geworden. Die Alten übergaben uns bald nach dem Kriege die Hufe, und wir alle haben in Liebe und Frieden beisammen gewohnt. Den guten Lessen habe ich nimmer wiedergesehen. Er schläft im stillen, vergessenen Grabe. Und wenn ich dies alles erzählte, geschah es, um ihm ein Denkmal zu setzen, nicht auf grüner Heide oder grauer Straße, sondern in Deinem warmen Herzen, Du lieber Leser.



Und Gespenster gibt es doch!

Der Erzähler liebt es, seinen Lesern von Zeit zu Zeit etwas aus der guten alten Zeit, die aber mitunter recht herzlich böse war, zu berichten. Denn es ist gut, wenn wir in dem Trubel der Gegenwart die Vergangenheit nicht vergessen und uns an die Leiden und Freuden unserer Väter erinnern, um Gott für das Gute unserer Zeit zu danken und das, was uns an derselben nicht gefällt, in Geduld tragen zu lernen. Und solche eine böse, „gute alte Zeit“ war die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in welcher die preussischen Werber tausende von jungen Männern aus unserem engeren Vaterlande raubten. Die Seelenverkäufer sahen weder auf Rang noch Stand, wohl aber auf die gehörige Körperlänge — „je länger, je lieber“ war ihr Wahlspruch. Und solch ein baumlanges Menschenkind war der einzige Sohn des Gutspächters Wölfel zu Dingskirchen — der wahre Name des Bachthofes tut nichts zur Sache. Der Bursche, oder wie man heute sagen würde, der junge Herr hieß Hans und hatte seit Johannis die vollen achtzehn Jahre hinter sich. Eines guten Nachmittags standen Vater und Sohn auf dem Marktplatz zu Köbel und schauten einer Kunstreitergesellschaft zu. Der Vater schien sich zu langweilen, denn er hatte in seinen jungen Jahren in Berlin Besseres gesehen. Der Hans hingegen lachte sich über die Bajazzo's schier schief, was ihm bei seiner langen und schwächtigen Figur ja auch ganz leicht wurde.

Schon wollte der alte Herr den Marktplatz verlassen und mahnte den Sohn zum Aufbruch, als ein Ausruf der Verwunderung aus den Reihen der Zuschauer seine Aufmerksamkeit erregte. Ein blutjunges, etwa vierzehnjähriges Mädchen ritt langsam in den Kreis. Das Gesichtchen war bleich, aber wunderschön. Es lag etwas wie eine dunkle Schwermut darauf, und wer das anblickte, dem tat das Herz weh. Die Bewegungen des zarten Kindes waren einfach und schön. Keine Spur von Komödienhaftem, kein Haschen nach Beifall! Auf dem Pferde bald stehend, bald hängend, dann wieder sitzend ging es in wilden Sprüngen im Kreise herum. Man mußte beim Anblick der zarten Gestalt an eine Lilie denken, die der Sturm erbarmungslos schüttelt und zauft. Die langen blonden Locken wirbelten wild um Nacken und Schultern. Schwieriger und schwieriger wurden die Leistungen. Hier setzte das Tier über vorgehaltene Stangen, dort die Künstlerin durch Tonnenreisen, und alles mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, die Alle in Erstaunen setzte. Ein brausender Beifallsturm nach dem andern belohnte das Mädchen. Aber nun war es auch erschöpft. Seine Brust wogte, das bleiche Gesichtchen glühte, Hände und Füße zitterten. Es schickte sich an, den Kreis zu verlassen. Da trat der Herr der Truppe an die Kleine heran. Sein Gang war schwankend, wie bei einem, der über den Durst getrunken hat. Er redete mit dem Kinde, aber seine Stimme klang hart, und seine Augen bligten unstät und wild. Er nahm das Pferd beim Zügel, ergriff die Peitsche und übernahm das Kommando. Scheu und ängstlich blickte das Mädchen auf den Mann. Ein kurzes Kommandowort — und ein wilder Ritt nahm wieder seinen Anfang. Plötzlich tat die Künstlerin einen Fehlsprung und glitt an der Seite des Pferdes zur Erde. Neben dem Koffe herlaufend versuchte sie, auf den Rücken des galoppierenden Tieres zu kommen. Umsonst! Ihre Kraft war erschöpft. Da ein wilder Fluch aus dem Munde des Mannes, ein klatschender Peitschenschlag! Dem Tiere sollte er scheinbar gelten, aber das arme Kind war getroffen. Es knickte zusammen, aus den großen Augen rollten ein paar

Tränen, und durch das klare Gewand schimmerte ein blutiger Streifen. Ein Schrei des Hornes erklang aus dem Munde der Zuschauer. In demselben Augenblicke übersprang ein junger Mann, eines Hauptes länger denn alles Volk, die Brüstung, packte den Herrn Direktor bei der Kehle und ohrfeigte ihn so gründlich, daß die liebe Jugend ihre helle Freude daran hatte. Im Nu standen noch ein paar handfeste Burschen neben dem Längen, bereit ihn zu verteidigen, wo es von nöten sein sollte. Es hatte aber keine Gefahr. Die Mitglieder der Gesellschaft rührten sich nicht, und was man aus ihren Mienen lesen konnte, war die unverhohlenste Schadenfreude. Und als der Lange glaubte, des Guten genug getan zu haben, schlug er sich vor die Brust und sagte: „Und mein Vater ist der Gutspächter Wölffel zu Dingskirchen, und wenn Ihr das nicht für Euer Voll haben wollt, dann wißt Ihr ja, wo ich zu haben bin!“ Damit verließ er den Kreis, sichtlich mit sich und der ganzen Welt zufrieden. Nicht voll so befriedigt schien der alte Herr Wölffel zu sein. „Hans“, sagte er, „Du hast einfach eine Dummheit gemacht. Was Du dem Unchristen eingebrockt hast, wird dem armen Wurm von Mädchen aufgetischt werden.“ Und weil der junge Herr einsah, daß der Vater recht haben könne, kehrte er doch ein wenig sehr gedrückt nach Hause zurück. —

Etwa acht Tage später saß die Wölffel'sche Familie beim Mittagstische. Da klopfte es leise an die Thür, und herein trat schüchtern ein Mägdelein, bleich und in armseligster Kleidung. Mit gesenkten Augenlidern blieb es auf der Schwelle stehen und sagte zitternd und kaum hörbar: „Ich wollte die gnädige Herrschaft fragen, ob sie kein Kleinmädchen für leichte Arbeit gebrauche. Ich verstehe nicht viel, will aber lernen und tun, was ich kann.“ Die Worte waren in einer fremden Mundart gesprochen, begleitet von einem so kindlich flehenden Blick, daß sich bei dem das Mitleid regen mußte, der ein menschliches Herz in der Brust trug. Der Gutsherr blickte das Mädchen verwundert an. Es kam ihm so bekannt vor, er wußte aber doch nicht, wo er es jemals gesehen haben könne. Der junge Herr stieß die Mutter verstohlen an: „Mutter,

tu's; sie sieht Dich so bittend an!" Die Frau schüttelte bedenklich den Kopf. Da faltete das Kind flehend die kleinen schneeweißen Hände und stotterte: „Gnädige Frau, nur Obdach und Brot und ein bißchen Geduld mit meiner Schwäche.“ — — „Wer bist Du denn eigentlich, und wie kommst Du denn hierher?“ fragte die Frau. — „Ich bin die Zutta, Vater und Mutter sind tot, und hierher komme ich, weil der junge Herr — ja der junge Herr —“ sie schwieg und blickte verlegen zur Erde. Die Guts herrin schüttelte noch bedenklicher mit dem Haupte. Sie war gewiß, eine arme Irre vor sich zu haben. „Aber Kind, worauf willst Du Dich vermieten, was kannst Du?“ forschte Frau Wölfel weiter. Das Kind schwieg. „So rede doch, was kannst Du?“ mahnte die Frau mild und freundlich. „Reiten, auf dem Pferde tanzen, durch den Reif springen und — und — weinen“, hauchte das Kind leise. Und ob es sich sichtlich Gewalt antat, so brachen doch die Tränen mit Macht hervor. „Mutter, behalte sie!“ bat der Hans dringender. Dem alten Herrn war ein Licht aufgegangen. Er stand auf, reichte dem Mädchen die Hand und sagte: „Du bleibst bei uns, Kind! Wir wollens versuchen.“ Da bückte das Kind sich stumm nieder und küßte dem Herrn die Hand. Und als sie auch der Frau die Hand küßte, fiel eine Träne darauf, und es flüsterte: „Ich will ja arbeiten lernen, nur schlägt mich nicht; ach, Schläge tun so schrecklich weh!“ — Da wurde die Frau ganz weich, strich dem Kinde über den Lockenkopf und sagte: „Zutta, geschlagen wird hier Niemand, und bleibst Du gut und fromm, sollst Du nimmer verlassen sein.“ Und das Mägdlein lächelte, setzte sich an den Tisch und aß und trank, was ihm geboten wurde. Dabei erzählte es, daß es bei den Kunstreitern gewesen sei, so lange es denken könne. Ach, da habe es viele Schläge bekommen, und in den letzten acht Tagen am allermeisten, bis es in seiner Herzensangst davon gelaufen sei. Als der junge Herr sich seiner angenommen, da habe er seinen Namen genannt. Den habe es zufällig behalten, und so sei es hierher gekommen. — Frau Wölfel hatte sich von der Fertigkeit des Mädchens nur sehr wenig versprochen, aber auch in dem wenigen fand sie sich

getäuscht. Es konnte weder nähen, noch stopfen, noch sonst das Geringste in der Haushaltung besorgen. Aber am traurigsten sah es doch mit der christlichen Erkenntnis des Kindes aus, und als man es fragte, ob es schon konfirmiert sei, wußte es nicht einmal, was damit gemeint sei. Jutta mußte zunächst zu dem alten Lehrer in die Schule, und im Winter zu dem Pastor in die Betstunden. Aber wo es auch war, im Hause oder in der Schule, überall begriff sie mit einer wunderbaren Leichtigkeit, und was sie begriffen hatte, war ihr im Umsehen zu Fleisch und Blut geworden. Und als das Mädchen im nächsten Frühjahr eingegesenet wurde, da sagten Pastor und Lehrer zu einander: „An der ist unsere Arbeit nicht vergebens gewesen; die hält fest, was sie hat.“ — Jutta, das Kunstreiterkind, war bald der ausgesprochene Liebling von alt und jung. Und nicht allein der Fleiß und die Treue waren es, die sie beliebt machten, sondern mehr noch ihre Bescheidenheit und Demut. Im Dienen nur fand sie ihre Freude. Wie leuchteten ihr die Augen, wenn sie dem alten Herrn Wölfel nur den Steigbügel halten durfte. Und doch hatte die Jutta auch ihre geheimen Wege. Der Gutsherr war ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber. Er hatte außer anderen Tieren einen kohlschwarzen Zuchthengst, der wegen seiner Wildheit gefürchtet und berüchtigt war. Sobald das Mädchen sich sicher glaubte, schlüpfte es wie eine Eidechse in den Stall, und überraschte man es einmal, dann stand es in sicherer Entfernung von dem Rappen und verwandte mäuschenstill kein Auge von ihm. Die Wildheit des Tieres nahm zu, und die Knechte getrauten sich nicht mehr zu ihm in den Stall. Herr Wölfel ließ einen Roßhändler kommen, und der Handel begann. Fast hatten die Männer sich geeinigt, als der Blick des Gutsherrn auf das Kind fiel, dem die hellen Tränen in den Augen standen. „Jutta, worüber weinst Du?“ fragte er freundlich. — „Um das Pferd, Herr; denn es ist ja so gut und fromm!“ — „Der Mohr gut und fromm?“ fragte erstaunt Herr Wölfel. „Man ist vor ihm seines Lebens nicht sicher. Kind, das verstehst Du nicht.“ Jutta schlich still zur Thür hinaus, und der Handel nahm seinen Fortgang. Da plötzlich erdröhnten

gewaltige Hufschläge auf dem Steinpflaster des Hofes. Die Männer eilten ans Fenster und erbleichten. Das Mädchen jagte im saufenden Galopp über den Hof. Aber bald schon kehrte es zurück, und man sah, daß der Rappe willig und gehorsam von dem schwachen Kinde sich lenken ließ. Er ging vom Galopp zum Trabe, vom Trabe zum Schritt über. Und jetzt gar stand er vor dem Hause. Das Mädchen sprang herunter, nahm den Kopf des Tieres zwischen die Hände, und der Rappe drückte ihn schmeichelnd gegen die glühenden Wangen des Mädchleins. Der Gutsherr aber lächelte und sagte: „Jutta, der Mohr bleibt unser.“ — Als aber die Kleine das Tier in den Stall führte, sagte sie zu dem Knechte: „Friedrich, nun schlage den guten Mohr nicht wieder; denn Schläge tun schrecklich weh.“ — Seitdem durfte Jutta frei mit ihren Lieblingen verkehren, und Herr Wölkel hatte keine Ursache, sich über die Wildheit seiner Pferde zu beklagen.

Allgemach vergingen vier Jahre. Jutta war groß und schlank, ihr bleiches Gesichtchen frisch und rosig geworden. Die Arbeit flog ihr nur von der Hand, und was sie angriff, vollendete sie mit Geschick und Geschmack. Im übrigen war sie das demüthig dienende Kind geblieben. Da war keine Arbeit so geringe, die sie nicht gern und willig ausgeführt hätte. Heute noch so gut wie vor vier Jahren ließ sie es sich nicht nehmen, dem Gutsherrn den Steigbügel zu halten. Dafür aber war sie auch der Liebling der Familie, besonders der des alten Herrn. Und weil er wußte, daß er der Jutta keine größere Freude bereiten konnte, als durch die Erlaubnis, ihn bei einem Spazierritte auf dem Rappen begleiten zu dürfen, so geschah es, so oft es nur anging. Weniger zufrieden war der alte Herr mit seinem Sohne. Der Hans liebte das Kartenspiel mehr, als es dienlich war, und weil der Vater es ihm schließlich ganz untersagen mußte, so trieb er es heimlich und hinter dem Rücken des alten Herrn. Um diese Zeit war es wieder einmal nicht geheuer in der Umgegend. Die Seelenverkäufer trieben wieder ihren Spuk, und in dem benachbarten Dorfe war der Großknecht des Schulzen auf dem Wege von der Stadt spurlos ver-

schwunden. Der alte Herr Wölfel warnte seinen Sohn und bat ihn wiederholt, zur Abendzeit den Hof nicht zu verlassen. Der Hans aber wies die wuchtigen Fäuste und meinte, wenn die Werber ihm was wollten, möchten sie ihm nur kommen, er wäre schon mit dabei. — Es war am Tage vor Johannis, als das gutsherrliche Ehepaar in die Stadt mußte, von wo es erst in später Nacht zurück sein konnte. Bei ihrer Abreise hatte Frau Wölfel gesagt: „Zutta, bringe der alten Tannenfrügerin eine Flasche Wein und die gebratene Taube vom heutigen Mittagstische; es wird der schwachen Frau gut tun.“ — Der Tannenfrug lag eine Viertelstunde vom Hofe am Rande der Moostannen. Die Sonne war fast untergegangen, als das Mädchen sich auf den Weg machte. Die alte Krugfrau nahm mit vielem Danke die Gaben entgegen und nötigte Zutta auf den alten Sorgenstuhl in der Ofenecke nieder. Noch war zwischen den beiden kein Gespräch angeknüpft, als drei Männer, anscheinend rohe Gesellen, in die Stube traten und Branntwein und Bier verlangten. Der weitbäuchige Steinofen verbarg die Gestalt des Mädchens vor den Augen der Gäste. „Werden die Herren die Nacht über hier bleiben?“ fragte die Wirtin. — „Nein, Alte! Wir sind Roßkammer und müssen noch weiter. Aber Sie kann uns wohl sagen, ob der Pächter von Dingskirchen zu Hause ist, mit dem wir ein Geschäft zu machen haben.“ — „Ist in die Stadt gefahren und wird vor Mitternacht nicht zu Hause sein können“, erwiderte die alte Frau, indem sie die Stube verließ, um das Geforderte zu holen. „Das paßt!“ sagten die Gäste zu einander, als sie sich allein glaubten. „Der Pächter soll Augen machen, wenn morgen das Geschäft geglückt sein sollte.“ — Die Frau brachte Flaschen und Gläser, während das Mädchen sich ängstlich in die Ofenecke drückte. „Führt der nächste Weg in's Preußische nicht durch das Jungfernholz?“ fragte einer der Männer. — „Gewiß! Aber meine Herren, diese Nacht ist die Johannisnacht, und wer kein gutes Gewissen hat, der bleibe daraus fort.“ — „Und warum denn?“ forschten die Männer. Das Gesicht der Alten wurde geheimnisvoll. „Ja, sehen Sie, meine Herren, es ist schon lange her, da wohnte dort, wo heute

die fünf Eichen am Müritzufer stehen, ein gottloser Raubritter. Der hatte ein wunderschönes Fürstenkind geraubt und wollte es zum Weibe nehmen. Die Jungfrau aber wollte ihn nicht, und da sperrte er sie in den allertiefsten Burgkeller. Das jammerte denn doch einen Pferdejungen. Er half ihr zur Flucht und verschaffte ihr ein Pferd. Das war in der Johannisnacht. Aber es kam heraus. Im Jungfernholze wurde sie eingeholt und jämmerlich umgebracht. Nun reitet sie in jeder Johannisnacht auf einem pechschwarzen Hengst durch den Wald, und wer kein gutes Gewissen hat, den blickt sie mit glühenden Augen ins Gesicht, und wen sie anblickt, der muß sterben." Die Fremden schlugen ein unbändiges Gelächter an, leerten die Gläser, bezahlten ihre Beche und verließen das Zimmer. Kaum waren die Männer fort, als Zutta sich hinter dem Ofen erhob. Sie ging, und die alte Frau begleitete sie. Vor der Thür redeten sie noch ein paar Worte mit einander. Plötzlich unterbrach die Frau das Gespräch. „Zutta, wo sind die Männer geblieben? Ich sehe sie weder rechts noch links auf der Landstraße. Sie sind in die Tannen gegangen, sonst müßten wir sie sehen. Mag der junge Gutsherr sich in acht nehmen, und überdies fragten sie nach dem alten Herrn. Ich bin gewiß, daß es Seelenverkäufer sind." Das Gesicht des Mädchens wurde bleich wie der Tod. Rasch reichte sie der Alten die Hand und eilte davon.

„Wo ist der junge Herr?“ rief Zutta atemlos dem ersten Knecht entgegen, der ihr auf dem Hofe begegnete. „Nach Golddorf gegangen“, war die Antwort. Ja, das war der unglückselige Ort, wo er dem Spiele zu fröhnen pflegte. Einen Augenblick sann sie nach, dann lief sie durch den Garten, sprang über den Graben, rannte über den Bruch=Steig, bis ihr weißes Gewand zwischen dem Gebüsch verschwunden war. Der Knecht sah ihr kopfschüttelnd nach. Nach kaum einer halben Stunde sah sie das Dorf vor sich. Aber was wollte sie denn eigentlich dort? Den jungen Herrn warnen, wo vielleicht gar keine Gefahr vorhanden war? Sollte sie zu den Männern hineingehen? Es war gewiß nicht schicklich. Sie zog sich in das kleine Gehölz, durch welches der Weg führte, zurück und verbarg sich zwischen

dem dichten Unterholz. Da stand sie im taufeuchten Grase, der Vollmond leuchtete in seiner ganzen Pracht, Nebelgebilde umgaukelten sie, und hoch oben im Wipfel der Buche klagte das Käuzchen. Sonst aber war Totenstille rings umher. Die Zeit schien ihr zur Ewigkeit werden zu wollen. Endlich kam Jemand des Weges daher. Er war es. Aber was nun? Ihm sagen, daß sie so lange auf ihn gewartet habe? Sie wagte es nicht, an ihn heranzutreten. Lautlos huschte ihr leichter Fuß hinter den Rußsträuchern neben ihm her. Das Gehölz war schon zur Hälfte durchschritten. Nichts rührte und regte sich. Aber doch! Was war das? Das Mädchen war erstarrt vor Entsetzen. Drei Kerle sprangen hinter einem Baum hervor und warfen sich auf den Hans. Ein kurzer verzweifelter Kampf, und er war überwunden. Sie hatten ihm eine Schlinge über den Kopf geworfen und besinnungslos lag er am Boden. Ihm wurden die Arme auf den Rücken gebunden. Sie zogen ein Pferd aus dem Gebüsch hervor und — kaum zur Besinnung zurückgekehrt, band man ihn mit dem Ende des Strickes, der seine Arme gefesselt hielt, an den Sattelknopf. „Siehst Du, nun bist Du Vogel gefangen“, höhnten die Seelenverkäufer. „Haben lange genug auf Dich gewartet!“ Einer der Männer bestieg das Roß und schleppte den armen Schelm mit sich fort. Noch einmal aber wandte er sich zurück. „Es bleibt dabei, den Schäfer bringt Ihr tot oder lebendig. Im Jungfernholze erwarte ich Euch bis gegen zwei Uhr. Seid Ihr dann nicht da, so muß ich eilen, daß ich über die Grenze komme.“ Das Wort „Jungfernholz“ schien Leben in das schreckensbleiche Gesicht des Mädchens zu bringen. Einen Augenblick horchte sie, dann flog sie mit Windeseile nach Hause zurück.

Auf dem Hofe war alles still, als sie dort ankam. Alles schien in festem Schlafe zu liegen. Sie eilte in den Pferdestall. Der treue Rappe erkannte ihre Schritte und wieherte ihr fröhlich entgegen. Sie legte dem Tiere Zaum und Gebiß an und führte es auf den Hof. Sie umschlang den Hals des Tieres. „Guter Mohr, nur diesmal verlaß mich nicht, und Gott wird uns beistehen!“ Einen Augenblick faltete sie die

Hände und stand versunken in stillem Gebet. Sie schwang sich auf das Tier, und davon schoß es im brausenden Galopp.

Wie im leuchtenden Christbaumschmucke prangten, übergossen vom Silberlichte des Vollmondes, die Wipfel des Jungfernholzes. Desto düsterer, ja gespenstiger aber hoben die schwarzen Baumschatten vom Boden sich ab. Ein Reiter, dem eine hohe Gestalt zur Seite schritt, ritt langsam, und leise vor sich herpfeifend, des Weges daher. Da verkündete vom fernen Turme herab eine Glocke die Mitternachtsstunde. Der Reiter hörte zu pfeifen auf und warf einen flüchtigen Blick nach rückwärts. Grabesstille rings umher! Doch horch! Dröhnende Hufschläge, untermischt von dem Schnauben eines Rosses, unterbrachen die Stille der Nacht. Der Reiter zog eine Pistole hervor und machte sich schußbereit. Aber da sauste mit wildem Gewieher ein tohl-schwarzer Rappe an ihm vorüber, auf dessen Rücken eine Frauengestalt im weißen flatternden Gewande. Und obgleich alles blickschnell an ihm vorüberschoß, so sah er es doch deutlich, und wie die Gestalt sich weit nach ihm vorüberbeugte, glaubte er ein paar glühende Augen in



einem bleichen Antlitz zu erblicken. Jetzt war alles wieder so still wie vorher. Aber nein! Da kam's wieder zurück — und hilf Himmel! Diesmal gar stand hochaufgerichtet die Gestalt auf dem Rosse, nein, schien darüber zu schweben, und wieder

beugte sie sich zu ihm herüber und wieder die schrecklich leuchtenden Augen. Und zum dritten Male kehrte es zurück, aber diesmal nahe, ganz nahe zu ihm heran. Und jetzt ist es neben ihm und husch sitzt die Gestalt hinter ihm auf dem Pferde. Dieses bäumt sich hoch auf. Der Wanderer ist in Gefahr, unter Roß und Reiter zu kommen. Da fühlt er sich frei. Seine Bande sind zerschnitten, und er stürzt kopfüber zur Seite in den Graben. Da ein gellender Schrei! Der Rappe hat den Reiter bei der Schulter gepackt und schleudert ihn weit in den Weg hinein. In diesem Augenblick fliegt die Gestalt auf den Rücken des Rappen zurück. Des Verunglückten Roß faust davon, und kreischend der Schwarze hinter ihm drein. Doch bald kehrt dieser im Schritt zurück. Noch steht der Gefesselte im Graben. Er ist starr vor Entsetzen. „Herr, mein Gott, sei gelobt und gedankt!“ kench eine zitternde und leise Stimme. „Herr, jetzt schnell zu mir auf's Pferd. Ihr seid frei!“ — „Jutta!“ ruft erstaunt der junge Mann. Die Jungfrau befreit rasch seine gebundenen Arme und mahnt zur Eile. Willig gehorcht er; aber unterwegs wird kein Wort mit einander gewechselt. Aber als Hans auf dem Hofe vom Pferde steigt, da küßt er die Jungfrau und weint dazu. Das Mädchen aber blickt ihn mit den großen treuen Augen an und sagt: „Herr, was bin ich anders als Eure Magd, und ich war nur dankbar.“ — In diesem Augenblicke stand der alte Herr neben ihnen und sagte: „Hans, komme nachher einmal auf mein Zimmer.“ Da hat denn der junge Herr gründlich beichten müssen, und als er fertig gewesen ist, hat er gesagt: „Vater, die Jutta habe ich lieb, wie mein eigenes Leben.“ Der alte Herr aber hat kopfschüttelnd erwidert: „Hans, sie ist zu gut für Dich. Damit Du Dich nicht wieder gegen sie vergiffst, gehst Du morgen auf drei Jahre zu dem Onkel nach Lübsshagen, und kommst Du in dieser Zeit nicht ein einziges Mal nach Hause, und hast Dich brav gehalten und nicht ein einziges Kartenblatt angerührt, dann läßt sich über die Sache sprechen.“ Am nächsten Morgen schon reiste Herr Hans ab. Und als er am Tannenkrüge vorüberfuhr, lag drinnen ein Mann mit

zerdrückter Schulter und gebrochenem Arme und stöhnte: „Frau Wirtin, Ihr habt Recht, und Gespenster gibt es doch!“ — Der junge Herr aber hat sich tapfer gehalten. Nach drei Jahren wurde Zutta sein liebes Weib, und was für eines! Bis in sein spätestes Alter hinein hat er die Stunde gesegnet, in welcher er den biedern Direktor auf dem Möbeler Marktplatze aus purer Menschenliebe durchgeprügelt hat.



De Geschicht vort den groten Koppeskroff.



Tiken", säd' Kopp-
mann Knuß un
sef eine smucke
twintigjöhrige
Diern äwer sienen
Labendisch in de
blagen verweinten
Ogen, „Tiken,
wer kann gegen
Gott und Groß-
Nowgorod!" Dat
lütte Mäten sef
em ganz furlos
an un säd': „Un
de grote Koppes-
kroff, meinen Se,

Herr Knuß, is de Landrider?" — „Ja, Kind. Wenn dei nich will, helpt nicks dorgegen. Geihst Du tau Amt, denn sprekt dat Amt irst mit 'n Landrider, un wenn dei nich will, denn will of dat Amt nich. Un geihst du an de hohe Kamer, denn schriwwt hohe Kamer an 't Amt, dat Amt fröggt den Landrider, un denn is 't noch affrat so." — „Je, denn helpt dat nich", säd' sei, packte ehr Säbensaken in 'n Korf un säd' „abschüß".

Dat lütte Hart müßte ehr doch gor tau swor sin, denn as sei up de Landstrat so still för sich hengüing, lekten ehr de hellen Tranen Drupp up Drupp äwer de roden Backen. Bergewes söchten de leiw Sinn' un de frische Wind ehr de Tranen awtaudrögen. Dat hülp nich, sei süng ümmer wedder up't frisch an tau weinen. Un lütt Fik hadd Ursak tau'n Weinen. Ehr Mudder wier förre tein Johr, ehr Vadder förre vier Wochen dot — sin Johr hadd hei still tau Bedd legen, un sin Johr lang hadd sei Husvadder un Husmudder, ja oft Knecht un Diern spelen müßt, un sei hadd't ahn Knurren un Murren dahn. Sei hadd den franken Vadder räuft un plegt, hadd Hus un Hof, Goren un Feld besorgt un sich nicks verdreiten laten. De Einzigt, de ehr tru bistahn hadd, wier Johann Stangen west, de as Knecht bi ehren Vadder deint hadd un wat den ollen Bändner Stangen sin Jüngst wier. Hei wier äwer Soldat worden un hadd sowoll den Krieg in Holstein as in Baden mitmaakt un stunn noch ümmer in Swerin unner de Grenadierers. As hei awgahn wier, hadd hei seggt: „Fiken, ick kam wedder, un denn verlat ick Di nich.“ Ja, wat hülp ehr nu sin Wedderkamen! Ehr Vadder was dot un von't Amt hadd sei Order kregen, taun'n Harwst von ehr Vadderstädt' awtautrecken. Sei hadd hüt den Herrn Amtshauptmann so knäglich beden, ehr doch ein Johr Respit tau laten. Hei hadd ehr äwer ganz fort seggt, Dierns kregen kein Burstäden. Ja, wenn de Landrider man för ehr spreken wull! Awer de wull nich, de wull, as man seggt würd, den Schulden sinen fläßhorigen Jungen ehr'n Vadder sin Haunw tauschanzen, un de Bengel hadd doch warraftig kein Verdeinst wider, as dat hei in de Schaul sinen Köster, un nah de Schaul sine Dessen rein tau Schann' argert hadd, woför em dese noch von de Soldaten frisköfft hadden.

Eben bögt' sei in den Richtstiege dörch 't Holt in, as sei verzüfft stahn blew. De Landrider kem ehr nämlich entgegen. As sei ran wier, tred sei em in den Weg, folgt' de Händ' un säd' verzagt: „Is't verlöwt, den Herrn up de Landstrat antaureden?“ Hei höll sin Pierd an, kef ehr so recht von haben

dal an, as de Kuhnahn den Maddick, ihre hei em upfrett, un
 fäd': „Na, wat wullst Du denn?“ — „Je“, fäd' sei, „von
 wegen minen sel' Vadder sin Städ.“ — „I wat! Dierns kriegen
 kein Burstäden“, föll hei ehr in 't Wurd. „Je, dat hett mi
 de Amtshauptmann of all seggt. Awer wier dat nich mäglich
 tau maken, dat Johann Stangen de Städ friggt?“ —
 „Johann Stangen?“ frog hei. „Is dat Din Brüjam?“
 — Sei würd puterrot. „Ja“, gaww sei em ganz lising tau
 Antwurt. „Up Brutschaften hen häng'n kein Burhawen ut“,
 fäd' hei kolt un hart. „De Städ heww ick den Schulden sinen
 Klas taubacht.“ — „Herr, mi dücht immer“, fäd' sei, „denn
 kunn min Vadderstäd of Johannen eben so gaud bikamen.
 Klas hett noch nicks utricht, un Johann hett Gott un sinen
 Großherzog tru un ihrlich deint un de beiden Krieg in Holstein
 un Baden mitmaakt.“ — „Dörsör, dat hei de Holsteiner ehr
 Baukweiten-Klump un de Badenschen ehren Win vertehrt hett,
 giww 't kein Burhawen“, fäd' hei spit un gaww sin Bierd
 einen Klapps. Weg wier hei! Fiken kek em trurig nah. „Denn
 helpt dat nich!“ süfzte sei. „Kopmann Knust hett recht, gegen
 Gott un den groten Noppkrott is nich antaufamen.“

„Fik! Fik!“ rep dat hinner ehr her. Sei kek sich üm,
 't wier de oll Schultsch, den Bändner Fritz Schult sin
 Mudder, de bi em up't Ollendeil satt, en oll belewte un beredte
 Fru. „Fik“, fäd' sei un pust as Smidt Kräuger sin Blas-
 balg. „Du löppst ja as ein Rapphahn. Ik heww mit min
 ollen Bein haspelt un haspelt un hadd Di nich inhalt, wenn
 de Landrider Di nich uphollen hadd. Segg mal, heft Du wat
 mit em hatt? Hei seg ja gefährlich brummborsch ut.“ Dunn
 rohrte dat Mäten lud up un vertellte, dat sei von ehr Vadders
 Haww runner un den Schulden sin flastköppig Jung as Bur-
 dorup insett warden full, un dat nicks dorgegen hülp, denn
 Knust hadd 't of seggt: gegen Gott un den groten Noppkrotten
 wier nich antaufamen. De Ollsch fäd' nicks un gung still gegen
 de lütt Diern up. Na einige Tid fäd' sei: „Fik, dat 's en
 dummen Snack. Mit weckern heft Du denn all äwer de Sak
 spraken?“ — „Mit 'n Herrn Landrider un 'n Amtshauptmann“,

säd' Fiken. „Un noch gor nich mit unsern Herrgott?“ frog de Ollsch. Fiken schüdd'te den Kopp. De oll Fru säd' of nicks. Nah 'ne korte Tid sung Schultsch wedder an: „Fik, heft Du all mal von den ollen Frigen hört?“ — „Ja“, säd' Fiken. „Sei meint doch den ollen Schauster Fritz, de verleden Johr dot blew; hei söp ja so.“ — „Ne“, säd' de Ollsch, „den mein ick nich. Ick mein den ollen Fritz, den König von Preußen, wat nich wit von Berlin liggen sall. Na, de hadd sin Lew' of nicks as Stank un Zank un mit Türken un Juden Krieg. Hei wahnte in Berlin, wat ein lüttes Land dicht bi't Preusch is. Un wil hei nich veel Soldaten hadd, bröf hei alle näf'lang in Meckelborg in un rowte all de jungen Kierls un makte sei tau Soldaten. So hadd hei minen Großvadder finen Brauder of tau faten fregen un mang de Husorers steken, wovon de Debbelst de Kapperal Zietzen wier. Min oll Großvadder hett mi eigenhännig oft dorvön vertellt. Wenn sei tau Pier seten hewwen, denn hewwen sei fülerrode Kittels un Bücksen dragen un fülerrode Koffeebüdels an de hogen Pudelmützen hatt. Min Großvadder sin Brauder hadd eins en grote Schlacht gewonnen un is dorbörch bi den ollen Frigen gefährlich in Grats kamen. As nu de Krieg vörbi wier, schafft hei sück 'ne Brut in Pommern an, wat 'n grotes preusch' Dörp en Einn' lang achter Rostock is.“ — Fiken drögte sück mit de Hand de Tränen aw. „Wer schafft sück de Brut an? De olle Fritz?“ — „Ne, Fik, verstah mi recht, min Großvadder sin Brauder. As hei äwer infrigen wull, dunn verböd em de Pommersch Schult dat. Wat däd' äwer min Großvadder finen Brauder? Hei schrew an den ollen Frigen un klagt em sin Not. Durte kein acht Dag', dunn kamm dat ganze Husorenvolk, freg den Schulten äwer 'n Strohsack un hett em so lang'n schacht, bet hei „ja“ säd'. Und bi de Hochtide is de Schult vör Angst so vergnängt west, dat hei taulegt midden mang de Musanten seten un up'n Brummbaß fidelt hett. Sühst Du, lütt Fik, dor sühst Du, dat of de grot Noppkrott sück gewen deist, wenn hei man möt. Awer woher kem denn dat? Min Großvadder sin Brauder hadd tauerst sück an unsern Herrgott wend't,

denn hei was immer 'n framen Mann, un nahst an den ollen Fritz. Un nu mak dat ok so. Erst klag' unsen Herrgott Din Not; von den de Schriwt seggt: „Er lenket die Herzen der Menschen wie Wasserbäche“, un denn schriw an unsen Großherzog; denn wat so'n König kann, dat kann uns' Großherzog alle Dag. — Anner Woch reis' ick nah Swerin. Ich will minen Braudersöhn besäuten, de dor bi de Fferbahn einen hogen Posten as Bahnwärter hett. Den Breiw an den Großherzog nehm ick glif mit un gew em sülwst af, un denn kannst Du mi jo glif einen an Johannen mitgewen.

Vör'n Dörp gungen Schultsch un lütt Fiken in deiße Gedanken ut einanner. Fiken müßt' sich de oll Frug ehren Rat deiß tau Kopp un Harten nahmen herwen, denn abends lagg sei vör ehr Bedd up de Knei. Sei hadd ehr Hän'n folgt, ehr Lippen rögten sich un ein poor grote Tränen stunnen ehr in de Ogen. Wat sei ded, weit ick nich; denn twischen unsen Herrgott un ein bedräuwtes Minschenhart sall sich kein Driidde twischen steken. Den annern Nahmiddag satt sei und schrew an Johannen, un obwoll dat nicks Langwiligeres giwvt, as frömde Leiwesbreiw tau lesen, will ich Fiken ehren doch hier mittheilen.

„Lieber Johann! Wenn ich Dir mit mein Schreiben bei guter Gesundheit antrefse, so soll mir das freuen, was mir anbetrifft, bin ich, Gott sei Dank, munter und gesund, und mit uns sieht das man pufig aus, denn der Landreuter hat mir schon Order gebracht, daß ich über zwei Monate raus soll, indem daß den Schulden sein Flaßkopp von Jung, was der Klas ist, auf die Stelle als Bauer eingesetzt werden soll und wobei nichts zu machen ist, denn Kaufmann Knust sagt auch, wer kann gegen Gott und den großen Koppkrott, und der große Koppkrott ist der Landreuter, sagt er, und wenn der nich will, denn will er nich; und er will nich, darum will auch der Amtshauptmann nich, und Schultsch sagt, ich soll mal an den guten Herrn Großherzog schreiben, daß er ein gutes Wort für Dir bei den Landreuter einlegt, und wenn er denn nich will, können der Herr Großherzog es man machen wie der olle

Fritz, wobei er Dir bloß zu schicken braucht, indem Du den spatzbeinigen Menschen schon heisterkopp schießen lassen wirst, daß er vor Angst auf unserer Hochzeit auf den Brummbaß vigelinen soll, aber Schultsch sagt, erst muß ich mit unsern Herrgott sprechen, was ich schon getan habe, und was ich Dir bitte, daß Du es auch tust, was Du auch ganz gut kannst, indem daß der liebe Gott schon Bescheid weiß, und darum hoffe ich auch, daß der gute Herr Großherzog den großen Noppkrott von Landreuter schon die richtige Leg beibringen wird, womit ich verbleibe Deine Dich liebende Sasia."

Den nächsten Sünndag Nahmiddag stellte Schultsch sich bi Fiken in. „Na, Fik, sünd de Breiw farig? Aewermorn reis' ick aw.“ — Fiken säd', de Breiw an Jehannen wier t'recht, äwer den an'n Großherzog wagte sei nich tau schriwen. „Dat glöw ick“, säd' de Ollsch. „Dor kümmt so allerlei von gnädig un untertänig un durchlauchtig vör. Aewer ick heww dat in min' jungen Johren von unsen Köster hört, ick 'löw, wi Beiden frigen em t'recht.“ Fik halt Poppier un wat süß tau'n Schriwen hört, un dunn güng 't los. Wat de ein nich



wüßt', dat wüßt' de anner, un so würden sei ganz gaud farig. Un as de Breiw t'recht wier, maßt hei sich gor nich schlecht; denn Fik hadd den hübschten Wagen Poppier nahmen, den sei

hadd, wo haben links in de Eck ein brennend Hart mit ein Duw doräwer up wier. De Breiw äwer ludte so:

„Lieber, alleruntertänigster Herr Großherzog! Nehmen Sie es nicht for ungut, daß ich so frei bin, gnädigst an Ihnen zu schreiben, indem daß ich sehr in Aengsten bin. Ach, guter Herr Großherzog, ich bitte Ihnen, tun Sie es man. Mein Vater ist verleden Monat gestorben. Er hat fünf Jahre auf's Krankenlager zugebracht, und förredem habe ich ihn bewirtschaftet und mir nichts verdrießen lassen. Aber was der Landreuter ist, will mir raus haben, wo doch Vater und Großvater ein gewohnt haben, und wo ich als Kind groß gezogen bin und treu und fleißig gearbeitet habe, und hat die Stelle den Schulden seinen Klas versprochen. Ich habe schon mit den Amtshauptmann gesprochen, aber der kann auch nichts nich machen, weil der Herr Landreuter nicht will, und Ruust sagt auch, denn hilft es nich, aber Schultsch sagt, ich soll man an Ihnen schreiben, denn was der olle Frig kann, das können Sie alle Tage. Ich bin, mit Erlaubnis zu sagen, verlobt und zwar mit Johann Stangen, der als Flüchtentkil bei die Granedierers in Swerin steht und mit nach Holstein und Baden gewesen ist. Ach untertänigster Herr Großherzog, bitten Sie doch den Herrn Landreuter, daß er es zugibt, daß Johann meinen Vater seine Stelle frigt. Mich hat er gesagt, davor, daß Johann die Holsteiner ihre hauchweizenen Klimpfe aufgegessen hätt, könnte er keine Bauerstelle bekommen. Wenn er aber nich will, slagen lassen Sie ihn man nich, denn er hat auch menschliches Gefühl in'n Buckel, was mir doch jammern würde. Ach, guter Herr Großherzog, tun Sie man, was Sie können. In große Beängstlichkeit verbleibe ich Ihre aller-gnädigste Saphie.“ —

Nahschrift: Ach, Herr Großherzog, tun Sie 's man. En Buckel voll schadet ihn nicht. Bafie will das man nich, weil sie man weichlich is. Johann Stangen würde es nicht mehr als gerne tun, denn er is ein rissiger Kerl. Schultsch.

De Nahschrift hadd Schultsch gegen Fik ehren Willen maßt, äwer ahn de wull sei den Breiw nich mitnehmen.

Ein por Dag späder gung 'ne oll Frug up 'n Slosßhof in Swerin. Lütt End' lang vör den Posten blew sei schug stahn, as wenn sei nich an em vörbi tau gahn wagen ded. „Mudding, wullen Sei wat?“ fragte de Soldat fründlich. Sei wißte up dat Gewehr. „Geiht dat Ding of los?“ — „Ne“, säd' hei, „ick heww haben einen Proppen vörsteken.“ — „Wo kam ick woll nah den Herrn Großherzog hen?“ — Up einmal äwer steiht en Kierl in einen ganz heisterbunten Kittel vör ehr un seggt basch: „Sie haben sich zu entfernen! Königliche Hoheit haben heute keine Audienz.“ Un dorbi makte de Minßch ein Gesicht, as wenn hei ehr bi lebendigen Liw angahn wull. Schultsch, denn dat wier sei, verzuffte sich so, dat sei makte, dat sei furt kem. „Königliche Hoheit haben keine Audienz“ heit so veel, as de Großherzog is nich tau spreken. Schultsch äwer verstunn dat anners. Sei schüll still vör sich hen. „De Kierl lüggt. De Herr Großherzog sull kein Audienz hewwen, de Mann, de so rik is? Wenn hei kein hett, denn lett hei sich ein maken oder kößt sich glif farig ein!“

Sei schüll sich so bi lüitten nah 'n Slosßgorn rin. Dunn güng dor en Herr in Soldatentüg, en strammen Mann, un an sin Gesicht sach sei, dat dat ein von de hogen wesen müßt. Un wil hei gor nich brummborßch utsach, makte sei eine Ort von Knix un säd' ganz lising un tautruglich: „Herr Kapperal, kennen Sei den Herrn Großherzog?“ — „Ja, Mudding“, säd' hei, „wer sünd Sei un wat willen Sei?“ — „O“, säd' sei, „ick biin Schultsch ut Dingsdörp un wull em giern einen Breiw von Fik gewen.“ — Ob sei den bi sich hadd, frog ehr de fründlich Herr. Un as sei „ja“ säd, meinte hei, denn sull sei em man hergewen, hei wull em woll besorgen. Sei halte rasching den Breiw ut den Korm un gew em hen. De Herr brök em un fung an tau lesen. „Wat is dat eigentlich för 'n Geschicht mit den ollen Frik?“ frog hei. Schultsch vertellt em de Geschicht, un woans dat ehren Großvader sinen Brauder-sähn gahn hadd. As hei äwer den Breiw lest hadd, säd' de fründlich Herr: „Je, Mudding Schulten, de Breiw is äwer

nich an 'n Großherzog, sondern an Johann Stangen.“ — „Huch!“ säd' de Dllsch, „ick herww mi vergrepen“, un halt einen annern Breiw rut. „Dit is de recht.“ De Herr brök of desen. „Mudding, wat is ein „Flüchtentkirl?“ frog hei. „Je, Herr Kapperal, nah minen dummen Verstand en Winsch, dei bi de Soldaten up de Eck steiht.“ De Herr grinte fründlich un säd' saching bi sick: „Der Flügelmann Stangen — ein braver Grenadier!“ un dorbi nicktöppt hei. Als hei of desen Breiw lest hadd, säd' hei: „Schulten Mudding, de beiden Breiw besorg ick. Segg Fiken man, gegen unsen Herrgott wier nicks tau maken, äwer gegen den groten Noppetrott doch woll.“ — „Je, dat herww ick Fiken of seggt“, säd' Schultsch und make twei Knix, denn sei wier 'ne Fru von Lebensort. De Herr grinte, dreihete sick üm un güng.

Schultsch wier all wedder lang'n von ehr Reif' t'rüg, äwer de Großherzog let sick nicks marken. De Dllsch freg all Mißtrugen, dat de fründlich Herr den Breiw am En'n gor nich awgewen hadd. Eins Dags äwer höll de Landrider vör de Dör un let Fiken rutraupen. Wat seg de Winsch gnitterig ut! Hei säd' blot: „Fik, ick sall Di seggen, dat Du einstwilen nich uttautrecken bruckst un wideren Bescheid astantäuwen hest.“ Wat dat äwer vör'n Bescheid sin kunn, säd' hei nich. Un so vergiing noch en ganze Tid, bet eines Dags unvermauden Johann in de Dör kem, sin liütt Fik runding umföt un säd': „Fik, ick bün fri un frig de Städ, de Großherzog hett't sülwst befohlen.“ — Dunn sung Fik an tau weinen un säd': „Ick süll unsen Herrgott man nich so veel beden herww'n. Schultsch meint' noch gistern, am En'n hadd de Mann den Breiw gor nich afgewen.“ — Johann äwer lacht' un säd': „Schönen Herrn! Dat is jo de Großherzog sülwst west, mit den Schultsch spraken hett“, — wat äwer Schultsch 'n lange Tid nich hett glöwen wullt, denn sei säd': „dat kunn nich mäglich sin, denn müßt' de Großherzog ja grad as jedwer anner Winsch utseihn.“ Awer wohr wier't doch; denn Johann würd von 't Amt as Buer up de Städ' inwist, un dunn würd de Hochtid, wobi Schultsch as Brutmudder tau wirken hadd.

Sei wull abslut den Herrn Großherzog inladen, wat äwer Johann un Fiken tau schanierlich wier, indem dat sei meinten, dat dat nich paßlich wier un sich för ehr Ort Lüüd nich schicken ded. Awer den Herrn Landrider hemwen sei inladt, un dei is of kamen, Schultsch was sihr niglich und dacht' immer in 'n Stillen, dat hei of up den Brummbaß fideln sull. Hei hett dat äwer nich dahn. Awer danzt hett hei dügt un düchtig. Un as hei grad tau 'n Lang-Engelsch mit Fiken antreden wull, sek sei em in sin vergnängtes Gesicht un frög sachten: „Herr Landrider, Sei hemwen doch kein Släg' fregen?“ Awer hei verstunn dat nich, denn in den Ogenblick gung de Musik los un hei sches'te mit ehr aw. Fik äwer säd' bi sich: „Gottlow, Schacht hett hei nich fregen, dortau is hei tau vergnängt.“ Un as sei Kirchengang höllen, säd' sei: „Johann, Knust hett unrecht. Noppkrott is woll grot, äwer uns' Großherzog is gröter, äwer dorbi bliw ick: uns' Herrgott is doch de allergrößt.“





Ein glücklicher Unglücksfall.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

ir sind Nachbarskinder — die Dörte und ich nämlich. Mein Vater war ein Zimmermann und der ihre — warum sollt ichs nicht sagen — ein Nachtwächter. Schätze hatte der alte Born nicht, wohl aber bei aller Armut eine einzige Perle. Aber die war echt und gut, und das war seine Treue. Hans Brehm kann mirs bezeugen. — Ihn hat er ja als vierjährigen Buben, was niemand mehr wagen wollte, aus dem brennenden Hause durch die Flammen des niedergeschossenen Daches gerettet und sich dabei ein blindes Auge und ein lahmes Bein geholt. Die Dörte war just sechs Jahre alt, da starb ihre Mutter. Und weil das schwächliche, bleiche Mägdlein so ganz gotteserbärmlich hinter dem Sarge drein weinte, ging mirs durchs Herz; und ich dummer zwölfjähriger Junge nahm mir vor, so eine Art Mutterstelle bei dem Würmlein zu vertreten. Unser Schulweg war nämlich weit und beschwerlich, denn das Schulhaus lag am andern Ende des Dorfes und zur Durchwattung des Schmutzes reichten sechsjährige Kinderbeinchen nicht immer aus. Die selige Nachtwächterfrau hatte als brave und treue Mutter das Kind täglich zweimal an der Hand nach der Schule geführt und hie und da durch den tiefen Schmutz getragen. Ach Gott! das war nun vorbei! Aber als die Dörte am Tage nach dem Begräbnis der Mutter wieder in die Schule gehen mußte, ging ich ins Nachtwächterhäuschen

und sagte: „Dörte, kommst Du mit zur Schule?“ Da nahm die Kleine Tafel und Bibel, ergriff mich bei der Hand und blickte mich freundlich an, geradeso, wie sie bei der seligen Mutter getan haben mochte. Da wurde es mir so ganz andershaft ums Herz, und weils niemand sah, küßte ich das Dörtchen auf die kleine Stirn. Hand in Hand gingen wir nach der Schule, und wo es not war, trug ich sie durch den Schmutz. Und dabei blieb es auch in den zwei Jahren meiner noch übrigen Schulzeit. Der Nachtwächter nahm nach einem Jahre die zweite Frau, und unser Herrgott mußte dabei wohl seine Hand im Spiele gehabt haben, denn die Stiefmutter nahm sich des Kindes ehrlich und christlich an, und Fleiß und Ordnung walteten nach wie vor im Nachtwächterhäuschen.

Nach meiner Konfirmation kam ich nach der Stadt zu einem Zimmermeister in die Lehre. Bei meinem Abschiede weinte die Dörte bitterlich. Ich lernte aus und ging in die Fremde, aus welcher ich nach zwei Jahren zurückkehrte. Ich wollte meine Soldatenzeit in der Heimat abdiene. Das Dörtchen wurde just eingesegnet. Aber auch ohne die Konfirmation der Dörte hätte ich an diesem Palmsonntage die Kirche besucht, wie es mich Vater und Mutter gelehrt hatten. Doch weiß Gott, ich konnte kein Auge von dem kleinen bleichen, frommen Gesichte abwenden. Und als nach heimatlicher Sitte die Gemeinde auf die Kniee sank, um für die jungen Christenseelen zu beten, da betete auch ich mein Vaterunser, aber so heiß und inbrünstig wie noch nie, und das war für die Dörte. — Im Grenadier-Regiment zu Schwerin gefiel es mir nicht schlecht. Nicht lange, und ich war mit Leib und Leben Soldat und beschloß, es zu bleiben. Und weil meine Vorgesetzten mit mir zufrieden waren, wurde ich im dritten Jahre schon Unteroffizier. Herr meines Lebens! war das eine Freude! Ob je ein General an der Spitze eines siegesreichen Heeres mit größerem Stolz in die Heimat zurückgekehrt ist, als ich bei meinem ersten Weihnachtsbesuche, ist denn doch groß die Frage. Und was machte die Dörte für Augen! Ich konnte ihr ordentlich den Respekt ansehen, den sie vor mir hatte. Und

wie freute sich der alte Nachtwächter! Und als er am nächsten Morgen unter meinem Fenster sang:

„Der Tag vertreibt die finstre Nacht!
Ihr lieben Christen seid munter und wacht
Und lobet Gott, den Herrn!“

klangen die Schlußworte so feierlich, daß es mir ganz andächtig ums Herz wurde. Es verging während meiner Urlaubszeit auch kein Abend, daß ich nicht in der kleinen, sauberen Stube des Nachtwächters saß. Der Alte schnitzte Löffel oder Klammern, und Mutter und Tochter nähten oder strickten. Und wie flink waren die kleinen Finger des Mädchens! Ich hatte meine Herzensfreude daran. Und welche rührende Einigkeit zwischen Mutter und Tochter! Bei aller Liebe zum Soldatenstande blutete mir doch förmlich das Herz, als ich in die Garnison zurückkehren mußte. Jedenfalls wäre mir der Abschied leichter geworden, wenn mich die Dörte nicht so traurig angesehen hätte.

Eines Tages bekam ich einen Brief von meinem Vater. Das Schreiben war seine Sache nicht, und wenn ers tat, hatte es etwas auf sich. Nicht ohne Zagen öffnete ich den Brief und las: „Lieber Sohn, ich tu Dir hiermit zu wissen, daß unsere Nachbarin gestorben ist und am Freitag begraben wird. Die Dörte ist sehr kurlos, und von dem alten Nachtwächter will ich garnichts sagen. Das ist sehr traurig, und ich verbleibe in Liebe Dein aufrichtiger Vater.“ Mir sanken vor Schreck die Arme am Leibe nieder, und ich mußte bitterlich weinen. Ich bat den Herrn Feldwebel um Urlaub für morgen und übermorgen. Er wolle es dem Herrn Hauptmann melden, sagte er. Am nächsten Morgen ließ beim Appell der Hauptmann mich aus dem Gliede treten. „Sie haben um Urlaub gebeten“, sagte er, „wozu?“ — „Herr Hauptmann, unsere Nachbarin zu Hause ist gestorben, und ich wollte ihr die letzte Ehre erweisen.“ — „Ist es eine Verwandte?“ — „Nein, Herr Hauptmann!“ — „Was wollen Sie denn bei den fremden Leuten auf dem Begräbniß?“ fragte er unwillig. „Herr Hauptmann, der Mann ist alt und gebrechlich und seine einzige Tochter —“.

Er ließ mich nicht aussprechen. „Ist Ihre Braut, Unteroffizier! Nicht wahr?“ unterbrach er mich. „Nein, Herr Hauptmann!“ — „Was geht Sie denn der Mann und das Mädchen an!“ fuhr er mich barsch an. Ich muß aber doch wohl ein sehr trübseliges Gesicht gemacht haben; denn er rief zu meiner Überraschung: „Feldwebel, Unteroffizier Holzmann in Anbetracht seiner guten Führung ausnahmsweise heute und morgen Urlaub! Unteroffizier Holzmann! ausgetreten! Der Kompagnie aber sage ich hiermit, einmal — und nicht wieder! Das sind verfluchte Kerls, die einen ganzen Schwamm von Nachbarinnen haben. Gewehr auf! Rechts um! Marsch!“

„Was gehen Dich der Mann und das Mädchen an?“ fragte ich mich unterwegs nach der Heimat fort und fort. Der Herr Hauptmann hatte doch im Grunde recht. Was gingen sie mich denn an? Ich mußte mich doch wundern, daß ich selbst mir diese Frage nicht längst vorgelegt hatte. Andere Leute hatten doch auch Nachbarn, aber so wie mir lagen sie doch keinem am Herzen. Und dabei rannte ich, daß mir der Atem auszugehen drohte, denn wollte ich zur üblichen Beerdigungszeit da sein, durfte ich kein „Stättgeld“ geben. Ich kam auch nur mit knapper Not rechtzeitig an. Gerade als ich um die Dorfecke bog, setzte sich der Zug in Bewegung. Hastig warf ich meinen Tornister ins Haus und schloß mich den Letzten des Zuges an. Die Dörte hatte wohl keine Ahnung von meiner Anwesenheit, denn sie sah sich auch nicht ein einziges Mal um. Auch auf dem Gottesacker sah sie mich nicht. Sie blickte nur immer vor sich nieder, und ihr Angesicht war so bleich, daß ich darüber hätte weinen mögen. Und als sie sangen: „Nun laßt uns den Leib begraben“, und die Erde auf den Sarg rollte, da wandte sie sich so hastig um, drückte beide Hände aufs Herz und blickte mich mit ihren Augen groß und trocken an — und doch kannte sie mich nicht. Ich mußte das Haupt senken, denn es lief mir heiß aus den Augen und über die Wangen, und das durfte ich als Soldat doch keinen Menschen sehen lassen. Und während die guten Freunde und getreuen Nachbarn einer nach dem andern den Kirchhof verließen, blickte der Nachtwächter

noch immer stumm auf den Grabhügel, und neben ihm stand die Dörte, das Haupt an seine Brust gelehnt. Da trat ich leise an sie heran und reichte ihnen schweigend die Hand. Aber die Dörte ergriff dieselbe mit beiden Händen, und ich hatte das Gefühl, als klammere sie sich förmlich an mich an.



Da ging mir ein Licht auf, und mit einem Schlage wußte ich, was sie mich anging. Ich war derjenige, der von Gottes- und Rechtswegen die Pflicht hatte, ihr die Mutter zu ersetzen. Und als ich am andern Morgen meinen Tornister schnallte, sagte ich zum Vater: „Die Dörte hat außer ihrem Alten keinen Menschen auf der Welt. Sie jammert mich, Vater. Was würdest Du sagen, wenn ich zu ihr ginge und — und —.“ Ich stockte und suchte verlegen nach dem richtigen Worte. Der Alte aber blickte mich freundlich an. „Frei, in Gottes Namen! Das ist eine gute Art, und bringt sie Dir auch nicht Geld ins Haus, Gottes Segen gewiß!“ Fünf Minuten später stand ich mit Sack und Pack vor der Dörte und sagte: „Dörte, nun hat unser Herrgott Dir auch die zweite Mutter genommen, und Dein Vater — Gott erhalte ihn noch lange — ist ein alter Mann. Möchtest Du wohl mit mir durchs Leben gehen?“ — Das Mädchen sagte kein Wort. Sie erfaßte nur meine Hand und sah mich an, gerade wie damals, als ich sie das erste Mal zur Schule abholte — aber etwas anders doch noch. Sie legte auch ihr Haupt auf meine Schulter und weinte. Ich aber küßte

sie — wieder wie damals, nur nicht auf die Stirn, sondern direktemang auf den kleinen roten Mund. Und hinter uns stand mein Vater, der mir leise nachgeschlichen war, legte jedem von uns die Hand aufs Haupt und sagte: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser“ und küßte die Dörte, so daß mein Fuß das reine Garnichts dagegen gewesen war. Und wie leichten Herzens marschierte ich auf dem Rückwege dahin! So ein Herz ist doch ein wunderbar Ding! Es sagt einem auf der Stelle, was rechts und links ist. Und — worüber ich mich weiter gewundert habe — auch die Beine wissen's. Mein, wie sie mit mir dahin marschierten! Ich habe im Stillen lachen müssen. —

Aber mit dem verheißenen Gottessegens war es einstweilen doch nur schwach bestellt — nicht wegen meiner, wohl aber wegen der Beiden im Nachtwächterhäuschen. Über den Alten war die Gicht gekommen, und im Weihnachts-Urlaub habe ich ihm heimlich die Nachtwachen abgenommen. Der alte Mann bezeugte eine rührende Dankbarkeit gegen mich und glaubte sich durch die gewonnene Ruhe hinreichend gestärkt, um mit dem Winter fertig werden zu können. Er hatte sich geirrt. Gleich nach Pfingsten schrieb mein Vater und fragte ziemlich kurz an, woran es liege, daß ich mich um meinen Schwiegervater so wenig kümmere, oder ob die Dörte mir nichts geschrieben habe. Der alte Mann liege an der Gicht erbarmungslos darnieder, und das gesunde Auge sei nun auch erblindet. Und dieweil die Gemeinde einen gichtbrüchigen und blinden Nachtwächter nicht gebrauchen könne, wolle man ihm zu Michaelis den Posten kündigen. Dann müßten beide das Häuschen räumen, und wie die Dörte sich und den hilflosen Vater durchbringen wolle, möge Gott wissen. Herr Gott, war das eine Nachricht! Ich stand rein wie verdonnert da. Mein, die Dörte hatte mir wirklich kein Sterbenswörtchen von all dem Jammer geschrieben. Und weil ich diesmal dem Herrn Hauptmann mit triftigen Gründen unter die Augen gehen konnte, war ich schon am nächsten Morgen auf drei Tage Urlaub unterwegs. Leider Gottes hatte der Vater nur zu wahr berichtet. Die Dörte kam mir weinend entgegen und schluchzte: „Fritz, Du hast es wohl schon gehört!“

— „Ja, Dörte, ich hab's gehört. Aber warum hast Du es mir verschwiegen?“ — „Ich hoffte ja von Tag zu Tag auf Besserung, und ohne Not wollte ich Dich nicht in Sorge setzen.“ Der alte Mann aber lag steif und regungslos auf seinem Schmerzenslager und blickte mich mit den glanzlosen Augen zum Weinen an. Erst als er mich erkannte, sagte er leise: „Komm her, mein Sohn, und küsse mich.“ Ich kanns nicht sagen, was ich fühlte, als ich mich zum Kusse über ihn niederbeugte. Der selige Erzvater Jakob muß doch ein großer Hallunke gewesen sein, als er den alten blinden Vater mit seinem Kusse betrog.

Ich mußte noch an demselben Abend zum Schulzen, um meinen Urlaubspafß abzugeben. Der Schulze nahm mich wie einen alten Bekannten auf und bot mir einen Stuhl an. „Bist wohl um den Alten hier, Fritz? Wie wirds nun mit ihm? Ganz verstoßen dürfen wir den Alten nicht, das hat er um die Gemeinde nicht verdient. Aber die Dorfschaft ist klein und arm, und was sie ihm geben kann, wird weder zum Leben noch zum Sterben ausreichen.“ Ich schwieg und seufzte nur. „Weißt Du was?“ begann er wieder nach einigem Besinnen. „Mir ist heute ein Plan eingefallen. Zu Michaelis tritt der alte Schleusenmeister in den Ruhestand. Wie wäre es, wenn Du zu unserem Großherzog gingest, ihm die Sache vorstelltest und um die Stelle bätest? Er ist ein weichherziger und guter Herr. Als Schleusenmeister hättest Du Haus, Hof, Garten und Ackerchen, Wiesenfutter und Weide für eine Kuh, zehn Taler monatlich an barem Gelde und hie und da als Zimmermann einen kleinen Nebenverdienst. Zum Fettwerden ist allerdings die Stelle nicht, wohl aber zum Sattwerden für bescheidene Leute.“ Ich schüttelte den Kopf. „Schulze, es geht nicht. Für eine Zivilversorgung habe ich zu kurze Zeit gedient, und persönlich zu dem Großherzog gehen darf ich als Soldat nicht. Geht aber so eine Herzenssache von Hand zu Hand, so hat sie bis zur rechten Schmiede hin Saft und Kraft verloren.“ — Der Schulze pflichtete mir bei. „Nun Fritz“, sagte er zum Abschiede, „bis Michaelis läuft noch mancher Tropfen bergab. Kommt Zeit, kommt Rat! Aber offen halten wollen wir die Augen, und was ich tun kann, geschieht.“ —

„Kommt Zeit, kommt Rat!“ hatte der Schulze gesagt. Der selige Matthäus zu Grabow sprach aber anders, nämlich: „Dummer Schnack! Zeit kommt und Rat bleibt aus.“ Und leider Gottes sollte der selige Matthäus recht behalten. Wir waren schon in den Anfang des Juli hinein, und noch immer zerbrach ich mir den Kopf über die Frage: „Wie soll es werden?“ — Eines Morgens stand ich im Paradeanzuge in meinem Zimmer am Fenster und blickte ungeduldig auf meine Uhr. Ich war als Ordonnanz aufs Schloß befohlen und mußte mit dem Schläge sieben in das Arbeitszimmer des Großherzogs treten. Es war mein erster Ordonnanz-Dienst, und mir pochte das Herz in der Brust. Der Zeiger meiner Uhr wies auf ein Viertel nach sechs. Da trat der Bursche meines Feldwebels in die Thür. „Der Herr Feldwebel schickt Ihnen diesen Brief.“ Rasch nach demselben greifend, erkannte ich die Handschrift der Dörte. Mit noch einem Blick auf die Uhr öffnete ich das Schreiben. Das Kuvert enthielt zwei Briefe. Der erste trug die Aufschrift: „An meinen guten Fritz“, der zweite: „An unseren lieben und barmherzigen Großherzog. Ach Gott, laß uns Gnade finden vor seinen Augen!“ — In größter Hast überflog ich den für mich bestimmten Brief. Er lautete:

„Mein lieber, guter Fritz! Wenn Du als Soldat nicht an unsern Herrn, den Großherzog, schreiben darfst, so soll ich es tun, sagt der Schulze. Er will uns auch beistehn, wenn er über uns berichten soll. Ich habe nun meine Bitte aufgesetzt. Lies sie durch und verbessere, wo ich etwas versehen und unrecht getan habe. Aufschrift, Anrede und Schluß mache mir auch. Schicke es mir bald wieder, damit ich alles fein säuberlich abschreibe. Unser lieber Vater hat viele Schmerzen; nach jeder Viertelftunde muß ich ihn anders legen. Gestern meinte er, wenn ihn der liebe Gott nur zu sich nehmen wolle, dann wären wir alle drei aus aller Sorge. Ach Gott, und wir beide, guter Fritz, möchten den alten Mann so gern noch behalten! Ich wollte die kleine Last ja so gern noch mit ihm tragen. Jetzt ruft er wieder! Ich muß zu ihm! Sei gegrüßt von Deiner lieben Dörte.“ Auch den zweiten Brief mußte ich noch schnell lesen.

„Lieber, barmherziger Herr!
Gnädigster Herr Großherzog!

Aus tiefer Not schrei ich zu Ihnen! Ach Gott, Sie wollten mich erhören! Mein alter Vater ist gichtbrüchig und leidet große Qual. Er rettete vor vielen Jahren ein vierjähriges Kind aus dem Feuer und dabei verlor er ein Auge, und der rechte Fuß wurde ihm steif. Alles andere ist bei Kleinem gekommen; denn er ist 45 Jahre Nachtwächter. Und da man ihn nun nicht länger gebrauchen kann, soll er bis Michaelis noch seinen Posten behalten, und dann kommt ein anderer. Weil aber die Gemeinde nur arm und auch nur klein ist, kann sie uns jährlich nur 24 Taler geben. Davon sollen wir leben. Ich aber kann wenig verdienen, weil ich meinen alten Vater hegen und pflegen muß, was ich auch so gern tue. Michaelis wird unser alter Schleusenmeister in Ruhe gesetzt, und dem sein Posten könnte uns retten. Mein Verlobter, Fritz Holzmann, steht bei den Grenadieren in Schwerin. Er sagt, daß er für die Stelle noch zu kurze Zeit gedient habe. Ach, Allergnädigster Herr, die Barmherzigkeit zählt ja nicht die Jahre. Ich wollte Sie doch mit weinenden Augen bitten, geben Sie Fritz Holzmann die Stelle. Eben weil er sie nicht verdient hat, wird er gewiß doppelt treu sein und wir werden darum tausendmal so dankbar sein. (Hier, lieber Fritz, mache den Schluß, aber ganz kurz, denn Bescheid weiß der Herr nun, und Zeit soll er auch nicht haben.)“

Ich sah nach der Uhr. Herr Gott, es war die höchste Zeit. Rasch faltete ich alles zusammen, legte es eiligst in mein Taschenbuch, das ich ordnungsmäßig zwischen Rock und Weste schob. Schnell machte ich mich auf den Weg. „Nur nicht bange und recht militärisch, damit der hohe Herr eine gute Meinung von dir bekommt!“ sagte ich mir. „Dörtchens Brief hat noch Zeit, und wie er ist, kann er auf keinen Fall abgehen.“

In strammer militärischer Haltung stand ich vor meinem Fürsten. Fest musterte er mich vom Kopf bis zu den Füßen mit seinem bekannten scharfen Auge. „Ordonnanz, wie lange dienen Sie?“ — „Fünf Jahre, Königliche Hoheit!“ „Sie sind

zum ersten Male als Ordonnanz hier?“ — „Zu Befehl, Königliche Hoheit.“ Er nickte beifällig. Der hohe Herr ist mit Dir zufrieden, dachte ich. „Ordonnanz, Sie sind heute dienstfrei, ich verreise!“ sagte er freundlich mit einer Handbewegung. Ich merkte, meine Haltung hatte dem hohen Herrn gefallen. Mit eng angezogenen Hacken schwenkte ich „Kehrt“. Ich mußte doch zeigen, was ich konnte. Lieber Gott, ich dachte garnicht an



den spiegelglatten Fußboden! Da mit einem Male rutschte ich aus, säbelte mit Händen und Füßen nach rechts und links, nach vorn und hinten, bekam glücklich was in die Hand, was aber weit ins Zimmer hineinslog und — verdauz! — lag ich so lang ich war, mit Gott weiß wie vielen Siebensachen, auf dem Fußboden. Ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen und dann wieder zum Kopfe schoß, fühlte mich totenbleich und blutrot werden. Mit einem Ruck stand ich wieder auf den Beinen. „Ordonnanz, haben Sie Schaden gelitten, fühlen Sie Schmerzen?“ — „Nein, Königliche Hoheit!“ — Ein gutmütiges Lächeln flog über sein Gesicht. „Dann,

Ordonnanz, lassen Sie es gut sein! Sie sind nicht der erste, der dort gelegen hat. Aber nehmen Sie Ihr Notizbuch mit.“

Er deutete auf die Erde. Herr meines Lebens, da lag es weit aufgeschlagen auf dem Boden, und rund herum, wie gesäet, Brief an Brief und mitten im Zimmer ein kleiner Tisch mit

allen vier Beinen nach oben. In tausend Ängsten steckte ich das Buch ein und begann, alles zusammen zu suchen. „Lassen Sie das, Ordonnanz! Das lasse ich besorgen“, sagte milde der gute Herr und griff nach der Glockenschnur.

Und da stand ich nun auf dem Schloßhofs, schnappte nach Luft und schämte mich wie ein Hund. Halb hätte ich weinen und halb mich prügeln mögen. Erst nach Mittag wurde ich ruhiger. Da fiel mir auch wieder der Brief meiner Dörte ein. Vielleicht konnte ich denselben heute noch durchsehen. Ich griff nach der Briefftasche. Er war nicht darin. „Ich habe ihn doch hineingelegt“, sagte ich mir und wendete Blatt um Blatt herum. Nichts da! Plötzlich sanken mir die Arme am Leibe nieder. Verzweifelt warf ich mich auf einen Stuhl. Briefe und Briefumschlag waren aus dem Buche geflogen und unter die großherzoglichen Papiere gekommen. „So, Unglück, nun gehe deinen Gang!“ seufzte ich entsetzt. In diesem Augenblicke trat ein befreundeter Sergeant ein. Angstvoll klagte ich ihm meine Not. Der Mann lachte: „Ist denn das ein Unglück? Finden sich die Briefe, werden sie Dir zugestellt, wo nicht, werden sie mit den andern Papieren verbrannt.“ Das war freilich ein leidiger Trost, aber doch noch besser als gar keiner.

Gottlob! der Brief war verloren gegangen und ich beruhigt. Vierzehn Tage waren verflossen, und nichts von ihm hatte ich weder gehört noch gesehen. Ich hatte bereits eine neue Bittschrift fertig und steckte sie in den Briefkasten. „Wollte der liebe Gott es doch segnen“, seufzte ich dabei. „Morgen hat es die Dörte.“ Ich eilte auf den Sammelplatz und stellte mich in Reih und Glied. „Unteroffizier Holzmann!“ — „Hier, Herr Hauptmann!“ rief ich. „Austreten! Königliche Hoheit befehlen Sie zu Punkt neun Uhr ins Schloß!“ Da hatte ichs. Der Brief war gefunden — mir schwirrte es im Kopfe. Schlag neun Uhr stand ich wieder vor dem hohen Herrn. Seine Augen ruhten huldvoll auf mir. Er hielt ein Schriftstück in der Hand. „Unteroffizier“, sagte er lächelnd, „es hat sich ein Brief unter meiner Adresse — wohl etwas verfrüht — und auf einem nicht ganz gewöhnlichen Wege unter

meinen Papieren angefundenen. Hier ist die Antwort.“ Er reichte mir das Schriftstück. Ich stand wie gelähmt da. „Unteroffizier, werden Sie mir ein dienstfertiger Beamter, dem braven Mädchen ein braver Mann und dem treuen Greise ein treuer Sohn.“ Ach Gott, wo blieb da meine schöne militärische Haltung? Ich faltete stumm die Hände, wollte danken und konnte nicht. Der edle Herr winkte mit der Hand und sehr vorsichtig überschritt ich die Schwelle. Und als ich mich noch einmal zur Seite wandte, da blickte ich in ein glückliches Augenpaar. Und was fand ich zu Hause vor? Nicht allein meine Bestellung zum Schleusenwärter, sondern auch eine Anweisung an meinen Schwiegervater, auf großherzogliche Kosten sich in die Anstalt eines Augenarztes zu begeben.

Wie glücklich kann doch ein Menschenkind das andere machen! Und wie glücklich leben wir in dem stillen Wärterhäuschen, ich und die Dörte, mein liebes Weib und unsere zwei Jungen, die nichts Anderes als Soldaten werden wollen, und der Großvater, der sein Augenlicht wieder erlangt hat. Aber, lieber Gott, die zwei Fürstenaugen, die mir damals so glücklich nachblickten, sind geschlossen. Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben — aber, wollte Gott, ich wäre für ihn gestorben!





Korporal Peh.

(Eine Erzählung aus Mecklenburg.)



In der Mitte des Juli 1870 standen am Gartenzaun des Schulzen Stange zu Peenebeck drei Burschen, von denen der rankste und schlankste des Schulzen Gottlieb war. Sie redeten von Kriegsgeschrei; denn am deutschen Friedenshimmel zogs schwarz wie Witternacht herauf. Ein vierter junger Mann kam über die Straße. Die ganze Gestalt war wie mit einer stumpfen Axt aus einem Eichenkloz gehauen. Ein paar graue Augen blickten träumerisch einfältig aus einem dicken, breiten, roten Gesichte heraus.

„Korporal Peh!“ rief einer der jungen Leute. Der Bursche blieb stehen und sah suchend um sich. „Laßt ihn zufrieden!“ warnte der Gottlieb, „oder wollt Ihr einen Denktettel von ihm haben, daß Ihr das Stehenbleiben vergeßt?“ — Der Gewarnte kehrte sich nicht daran. „Korporal Peh!“ rief er lauter und winkte über die Straße. Jetzt sah ihn der Gerufene. Ein einfältig gutmütiges Lächeln zog über sein Gesicht, und er schlenderte heran. „Foppe ihn nicht!“ warnte wieder der Sohn des Schulzen. „Ich leid's auch nicht; denn wer er auch ist, er ist mein Kamerad.“ „Um die Kameradschaft wirds nicht sein“, spottete jener. „Wenns nur nicht um die Mine ist.“ Ein Bornesblich leuchtete in den Augen des Gottlieb auf. Aber er hielt an sich; denn die hohe und breite Gestalt des Gerufenen stand vor ihnen und nickte dem Gottlieb lächelnd zu. „Hans

Schwanz“, begann der Knecht mit erzwungenem Ernst, „wie war noch die Geschichte mit dem Meister Pecz?“ Die grauen Augen des Hans blickten den Knecht mißtrauisch an. Willst Du mich auch narren?“ fragte er dennoch gutmütig. „Hans, wie kannst Du so etwas denken!“ beteuerte der Knecht. Hans sah den Schulzensohn fragend an. „Gottlieb, soll ich?“ Gottlieb nickte. Der Blöde lächelte selbstgefällig und begann: „Es war einmal ein Müller, der hatte drei Söhne. Den jüngsten hießen sie Pecz, denn er war kurz und dick wie ein Bär. Da starb der Müller. Und weil er kein Testament gemacht hatte, gaben die Brüder dem Pecz ein lahmes Pferd, eine abgenutzte Mühlenwelle und eine Tracht Schläge. So warfen sie ihn aus dem Hause. Da setzte er sich auf die Welle, legte den Kopf an das alte Pferd und weinte bis er einschlief. Mitten in der Nacht aber stieß ihn etwas an. Als er die Augen aufthat, sah er eine wunderschöne Frau. Aber sie hatte grünes Haar und einen Fischschwanz. Das war die Wasserfrau, die im Mühleiche



wohnte. „Pecz“, sagte sie, „mache aus Deiner Welle einen Wagen, spanne Dein Kößlein davor und setze Dich hinauf.“ — Am andern Morgen tat er, was ihm geheißen war. Und als er das Pferd an den Wagen spannte und sich auf das Sitzbrett setzte, war das Pferd jung und gesund, und er bekam so große Kraft, daß er einen Sack Weizen mit dem kleinen

Finger über den Leiterbaum warf und mit den Mühlsteinen Fangleball spielte. Aber eines Tages kamen die Feinde, setzten den roten Hahn aufs Mühlendach und schlugen die beiden Brüder tot. Als das Pöhl erfuhr, jagte er ihnen nach und holte sie ein. Er nahm einen Feind nach dem andern und warf ihn auf den Wagen, daß ihm die Rippen knackten, bis der Wagen wie ein Fuder Heu beladen war. Dann fuhr er die ganze Gesellschaft nach der Mühle und warf sie alle kopf- über, kopfunter in den Mühlengolf, daß auch nicht einer davon kam. Da hatte er die Mühle und alles was darum und daran war, und die Leute nannten ihn nicht mehr Pöhl, sondern Meister Pöhl. — „Hans, das kannst Du aber doch nicht“, sagte einer der Knechte. Der Blöde lächelte, griff den Sprecher an und setzte ihn mit steifem Arme wie eine Puppe über den Baum. „Aber nun muß ich zu meiner Mutter; die freut sich, wenn sie mich sieht“, sagte er und ging über den Schulzenhof davon. Es klang das aus dem Munde des riesenstarken Burschen so rührend, daß die Knechte ihm stumm nachblickten.

Und wer war der arme Schelm? Der Sohn des seligen Schusters Schwank. Der Mann, durch die Not aus der Stadt vertrieben, hatte mit seinem Weibe und zwei Kindern vor zwanzig Jahren in Peenebeck Aufnahme gefunden. Es waren bei all ihrer Armut fromme und fleißige Leute. Der Mann saß auf seinem Schusterschemel, wie wenn er ihn mit auf die Welt gebracht hätte, und die Frau tat überall in Haus und Hof, in dem kleinen Garten und auf dem Ackerchen ihre Schuldigkeit. Wenn aber der Abend kam, setzten sich alle um den Schustertisch. Die Alten halfen den Jungen bei ihren Schularbeiten, und wenn sie damit fertig waren, erzählte der Vater eine schöne Geschichte und sie alle hörten andächtig zu; denn er verstand. Für den Hans aber gabs keine schönere, als die vom „Meister Pöhl“. Das war eine Geschichte für den lebendigen, rotwangigen Jungen! Er spielte am liebsten „Meister Pöhl“. Steine waren die Feinde, irgend ein Baum stellte den Leiterbaum eines Wagens vor und er selbst war die Hauptperson, der Meister Pöhl. Und wenn er die Steine, einen

immer größer als den andern, über den Baum warf, leuchteten ihm Wangen und Augen, und er hielt sich für einen Held, gegen den der wahre Meister Peg nur ein Zwerglein war. Eines schönen Herbstabends saß im Mondschein eine Anzahl Dorfkinder hinter einem Gartenzaun neben einem Bauernhause, in welchem am Morgen eine Kuh geschlachtet war. Was war um diese Zeit wohl schöner, als sich die grausigsten Spukgeschichten zu erzählen, so daß dem kleinen Volk oft die Haare zu Berge standen. Daß der Teufel eine Hauptrolle dabei spielte, verstand sich von selbst. Und dann erzählte noch der siebenjährige Hans vielleicht zum hundertsten Male seine Geschichte vom „Meister Peg“. Da brüllts hinter dem Baum, und als man hinüberblickt, steht da eine grausige Gestalt mit Hörnern und Ruchschwanz. Unter Geschrei und Geheul flitschen sie wie die Feldmäuse auseinander. Hans Schwank, als einer der kleinsten, ist der letzte. Als er sich aber umblickt, ist die Gestalt dicht hinter ihm und streckt die Arme nach ihm aus. Da ein schriller Aufschrei, und der arme Knabe bricht zusammen. Es war ein Bubenstreich, und der ihn ausführte, hatte gewiß einen solchen Ausgang nicht erwartet. Der arme Hans mußte nach Hause getragen werden und schwebte wochenlang zwischen Tod und Leben. Als er aber genesen war, da war der helle, klare Verstand verschwunden, und aus dem frohen, lustigen Buben war ein geisteschwaches, blödes Kind geworden. In seiner Erinnerung war nichts nachgeblieben, als die Geschichte vom „Meister Peg“, bei der die Schreckgestalt ihn unterbrochen hatte. Aber die war auch in ihrer ganzen Lebendigkeit in dem armen Kopfe geblieben. „Meister Peg“ wollte er werden und nur „Meister Peg“. Er nahm es mit allen möglichen und unmöglichen Dingen auf. Kein Stein war so groß und schwer, daß er an demselben seine Kraft nicht versucht hätte. Dadurch bekam er eine Körperkraft, die manchen in Erstaunen setzte. Und diese mehrte sich noch, als er einen Dienst in der Mühle annahm. Die schwersten Säcke waren ein Kinderspiel für ihn. Aber während er an Länge und Breite ein halber Riese wurde, war und blieb er das erwachsene Kind.

Er arbeitete still und unverdrossen, fragte man ihn aber: Hans, wie wars noch mit dem „Meister Pech“, dann erzählte er jedem, der's hören wollte, die Geschichte genau mit denselben Worten wie damals hinter dem Gartenzaun. Da hieß er denn bei Alt und Jung der „Meister Pech.“ Von all diesem aber erlebte der Vater das wenigste. Er legte sich eines Tages mit einer schweren Krankheit nieder und am achten Tage war er tot. Da hätte es gewiß böß für die Mutter und die Mine ausgesehen, wenn der Schulze nicht seine Altenteilswohnung frei gehabt hätte, die er ihnen einräumte. Sie ernährte sich und die Ihrigen vom Tagelohn, und der Hans und die Mine standen ihr treu zur Seite. Nach Jahr und Tag mußte der Hans sowohl wie des Schulzen Gottlieb sich zur Aushebung stellen. — Der Schulze lachte und dachte: „Mögen die Herren sehen, wie sie mit „Meister Pech“ fertig werden“. So zog der Hans den bunten Rock an und der Gottlieb mit ihm. Der arme Unteroffizier bekam seine liebe Not mit dem Hans. Es ging schließlich doch noch besser, als man hätte erwarten sollen. Offiziere und Unteroffiziere lachten zuletzt über den wunder-samen Rekruten, und wenn eine Vorstellung vor dem Herrn General oder eine große Parade kam, dann hieß es: „Hans, Du bist krank“, und Hans ging geduldig ins Hospital, bis alles vorüber war. Der Gottlieb aber nahm sich seiner überall an, und der Hans dankte ihm dafür mit der Anhänglichkeit eines Hundes, bis ihre Dienstzeit zu Ende war. Von da ab hieß der Hans nicht mehr der „Meister“, sondern der „Korporal Pech“, und der tat sich darauf nicht wenig zu gute.

Die drei Knechte gingen auseinander. Gottlieb, die Soldatenmütze fest auf dem Haupte, ging ins Dorf hinein. Er trat in das Küsterhaus, das alte, liebe Küsterhaus. Der alte Küster kam ihm entgegen. „Herr K., ich möchte unsere alte Schulkstube noch einmal sehen!“ Gern führte der alte Herr ihn dahin. Ja, das war ja noch das alte, liebe Zimmer von ehemals. Er setzte sich an den obersten Platz. Es war ehemals der seine gewesen. „Ja, er kam Dir zu“, sagte der alte Herr. „Und dort saß die Mine Schwank“, sagte Gottlieb. „Ja, mein

Sohn, als Du eingeseget wurddest. Später hat sie sich den ersten Platz nicht nehmen lassen. Aber, mein Sohn, warum siehst Du Dir das heute alles noch einmal an?" — „Weil der Krieg in Sicht ist. Wer weiß, ob mir dann noch die Zeit dazu bleibt. Und sehen möchte ich noch einmal alles gern, was mir aus der Jugend her lieb und wert ist. Wer weiß —.“ Der alte Herr unterbrach ihn: „Ja, Gottlieb. — Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! willst Du sagen. Darum geh' in Gottes Namen, wenn das Vaterland Dich ruft.“ Gottlieb nickte und reichte dem alten Lehrer die Hand. Als er durch das Hofstortrat, wars bereits dunkel geworden. Er sah noch Jemand unter dem Nußbaum vor der Thür sitzen. Es war die Mine. Bei seiner Annäherung stand sie auf. „Gottlieb, ich habe auf Dich gewartet“, sagte sie. „Bleibe sitzen, Mine!“ erwiderte er und setzte sich zu ihr. „Gottlieb, ist es wahr, daß es Krieg gibt?“ Der junge Mann blickte sie ernst an. „Wer kanns sagen, Mine! Gesprochen wird ja überall davon.“ — „Dann müßt Ihr ja beide mit, Du und mein Bruder“, sagte sie beklommen. — „Und möchten auch nicht zurückbleiben, Mine.“ Sie seufzte. „Gottlieb, nimm Dich seiner draußen an, Du weißt ja, wie's mit ihm steht.“ — „Und habe ich das nicht auch in der Garnison getan?“ — „Ja, Gottlieb, und die Mutter und ich sind Dir dankbar dafür.“ — Er legte dem Mädchen die Hand auf die Schulter. „Mine, ich werde wie ein Bruder zu ihm stehen.“ — „Gott lohn Dir das Wort, Gottlieb! Wir haben schon mit dem Hans gesprochen und ihm vorgestellt, daß es am besten sei, er bleibe zurück. Die Mutter meint, wenn sie nur vor die rechte Schmiede komme, werde der Hans freikommen. Aber er würde ja wohl wild, wenn er nicht mit in den Krieg käme. Es ist lächerlich, Gottlieb, er behauptet, Dir beistehen zu müssen.“ — Gottlieb blickte sinnend vor sich hin. „Ja, ja, ich weiß, er hält ein großes Stück auf mich.“ Er saß wieder da wie einer, der etwas auf dem Herzen hat. Plötzlich griff seine Hand wie verloren nach der ihrigen. „Mine, ich wollte, Du könntest mich auch ein wenig lieb haben.“ Das Mädchen suchte zusammen. „Ja, Mine, ich muß mit Dir reden, ehe ich fort muß. Mine,

von David erzählt uns die Bibel, er hatte den Jonathan lieb, wie sein eigenes Herz. So lieb habe ich Dich auch. Ich meine, wenn Du nur gewollt hättest, dann hättest Du es von selbst schon fühlen müssen. Ich weiß auch, daß ich bei meiner Mutter um Deinetwillen auf schweren Widerstand stoßen werde. Sie hängt am Reichtum, und Du wirst ihr zu arm sein. Mir aber bist Du reich genug, denn ich weiß, daß der wahre Reichtum nicht in Kisten und Kästen, sondern tief im Herzen sitzt. Mine, an unsere Verlobung denke ich noch nicht. Nur versprich mir, bis ich zurück bin, Dich mit keinem andern zu versprechen.“ Das Mädchen erhob sich plötzlich. „Gottlieb, ich versprechs“, sagte sie leise aber fest. Er hatte ihre Hand noch in der seinen und wollte das Mädchen an sich ziehen. Plötzlich stand, wie aus der Erde gewachsen, die Bäuerin vor ihnen. Sie hatte die Arme in die Seite gestemmt und rang wutschnaubend nach Atem. Dann brachs los: „So, das glaub ich! Möchtest Dich wohl wie ein nackter Sperling ins fertige Schwalbennest setzen, Du Bettelbirn, Du! Ja, das siehst Du doch ein, daß mein Junge ein fetter Bissen für Dich ist; na, denn profit die Mahlzeit! Wisch' Dir nur das Maul! So lange mir die Augen offen stehen, kannst Du ihm nachlaufen, daß Dir die Fesen von den Sohlen fliegen.“ Der Sohn unterbrach sie: „Mutter, Du tust der Mine Unrecht. Wenn Du doch vom Nachlaufen reden willst, so bin ich doch derjenige.“ Sie fuhr auf den Sohn ein. „Brauchst Dich nicht mit Deiner Dummheit zu brüsten! Ich werde Dir den Steg aufnehmen. Das Frauenzimmer soll mir heute Abend noch aus dem Hause, und die Alte räumt mir zur nächsten Ziehzeit das Haus.“ Wütend rannte sie davon. Die jungen Leute gingen still ins Haus. Sie wußten, was von dem unbeugsamen Kopfe zu erwarten stand.

Die jungen Leute hatten nicht zu viel gefürchtet. Noch am Abend mußte das arme Mädchen den Schulzenhof verlassen. Und doch war es das schlimmste noch nicht. Mußte die Witwe ihre Wohnung räumen, so blieb ihr nur noch das Armenhaus in einem der Dörfer des Amtes. Und die Schulzenfrau hatte

gedroht, und was sie drohte, das führte sie auch aus. Da gabs denn in dem Altenteilhäuschen Tränen wie Sprühregen. Gott helf's!

Der Gottlieb ging nicht minder mit trostlosem Gesichte umher, aber nicht lange. Der Einberufungsbefehl kam denn doch schneller, als man erwartet hatte und dazu durch einen nächtlichen Eilboten. Die Bäuerin heulte wie ein Schornstein im Novembersturm. Sie konnte es nicht fassen, daß ihr Einziger in den Krieg solle. Hätte sie den gottlosen Napoleon oder den „Mar“ Mahonen, wie sie ihn nannte, unter den Fingern gehabt, es wäre gewiß nicht viel Heiles an ihnen geblieben. Der alte Schulze aber sagte nur „hm! hm!“ und das reichte auch völlig für das aus, was er im Hause zu sagen hatte. Während des packte der Gottlieb ruhig und gefaßt seine Sachen, und als er damit fertig war, reichte er Vater und Mutter die Hand und sagte: „Gott mit Euch, Vater und Mutter! und komme ich nicht wieder, so denkt, daß es Gottes Wille ist. Um das aber bitte ich Euch, seid barmherzig gegen die alte Schwank, so mag uns ja Gott auch wieder barmherzig sein.“ — Dann ging er in das Altenteilhäuschen. „Bist Du fertig, Hans?“ fragte er. Und der Hans war fertig, lachte und sagte, die Franzosen sollten den „Korporal Pex“ nicht schlecht kennen lernen. Die Mutter ging trockenen Auges aus und ein. Sie suchte zusammen, was sie dem armen Jungen mitzugeben hatte. Die Mine saß und weinte. Gottlieb legte ihr die Hand auf die Schulter. „Mine, weinst Du um Deinen Bruder, so verspreche ich Dir, daß ich ihm beistehen will, so gut ich kann. Weinst Du aber um mich, so gebe ich Dir mein Wort, daß ich Dich nie verlassen werde!“ Das Mädchen sah ihn an: „Gottlieb, es wäre besser, Du verließest mich. Deine Alten wollens nicht; was soll dann das ewige Quälen! Wir haben am letzten Ende doch keinen Segen davon.“ — Versprich mir wenigstens bis zu meiner Rückkehr treu zu bleiben“, bat traurig der junge Mann. Sie reichte ihm stumm die Hand. Und da nun auch die Mutter wieder eintrat und alles zur Abreise fertig war, gab er auch der die Hand und sagte: „Ich will dem Hans

schon wie meinem eigenen Bruder beistehen, und Gott wird mit uns sein, Mutter!“ Dann traten die beiden Burschen auf den Hof hinaus. Gottlieb weinte; aber Hans sang: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st Du nit.“ —

Die Mecklenburger hatten bei Orleans sich nicht als die schlechtesten Kinder des großen deutschen Vaterlandes bewährt. Auch Gottlieb und Hans hatten in allen Kämpfen ihre Schuldigkeit getan und waren allenthalben mit heiler Haut davon gekommen. Es war in der ersten Hälfte des Dezembers, als die beiden jungen Männer in einem kleinen französischen Dorfe einquartiert wurden. Der robuste Körper des Hans hatte alle Beschwerden des aufreibenden Krieges mit Leichtigkeit ertragen. Nicht so gut stand es um Gottlieb. Seit vierzehn Tagen war er schwächer und schwächer geworden. Hans litt es nicht mehr, daß er noch sein Gepäck trug. „Hans, wenns so fortgeht, trag' ichs nicht mehr lange“, klagte Gottlieb bei seinem Einrücken ins Quartier. Dem armen Jungen brannte der Kopf wie Feuer und dennoch klapperten ihm die Zähne im Munde. Und bei all dem war, leider Gottes! das Quartier spottschlecht. Die Leute hätten besser geben können, aber sie wollten nicht. Die Soldaten lagen auf kümmerlicher Streu, und um den armen Kranken kümmerte sich niemand. Die Unbarmherzigkeit gehörte zur Tapferkeit der großen Nation. Nun, überall mag's ja in Frankreich nicht so gewesen sein. Es war in den Tagen der größten Erbitterung des Franzosenvolkes. Der Hans schlief nicht. Seine Streu hatte er dem Gottlieb untergelegt und ihm seinen Mantel zum Zudecken gegeben. Bald trocknete er ihm den Schweiß von der Stirn, bald trug er frisches Wasser in seinem Feldkessel herbei, um den Landsmann entweder zu tränken, oder ihm das brennende Haupt zu kühlen. Und der Gottlieb träumte mit offenen Augen und lautem Munde. Bald flehte er seine Mutter um Barmherzigkeit für die Mine und ihre Mutter, bald die Mine um Treue und Geduld an. — Endlich dämmerte der Morgen. In einer Stunde sollte ausgerückt werden. Die Soldaten suchten nach einem warmen Trunk. Vergebens! Von den Wirtsleuten war niemand zu finden. Man durchforschte

Schränke und Kammern; aber das Einzige, was sich vorfand, war eine Flasche Rognak. Und weil etwas noch immer besser als nichts ist, so wurde das Getränk brüderlich geteilt. Gottlieb wies seinen Anteil mit stummem Kopfschütteln zurück. Da, was war das? Die Trompeten erklangen. Es wurde Alarm geblasen. Jeder griff nach seinem Gepäck. Auch Gottlieb fuhr empor, sank aber sogleich wieder auf sein Lager zurück. „Hans, ich bin verloren“, seufzte er. „Grüße meine Alten und die Mine. Sag ihr, es sei Gottes Wille gewesen. Meinen Alten sag, sie sollten Deine Mutter nicht verlassen.“ Er horchte. „Hans, sie sind schon aneinander. Halte Dich nicht auf!“ Richtig, ein lustiges Gefnatter war im vollen Gange. Hans griff nach seinem Gewehr. „Gottlieb, ich verlaß Dich nicht“, sagte er traurig, reichte dem Kranken die Hand und stürmte davon. —

Gottlieb lag mit geschlossenen Augen und jagendem Atem regungslos auf seinem Lager. Plötzlich fuhr er zusammen. Neues Gewehrknatter drang zu ihm herüber. Die Truppen waren aneinander geraten. Er griff nach seinem Gewehr, sank aber kraftlos auf die Streu zurück. Und wieder horchte er. Jetzt erdröhnte Rottenfeuer auf Rottenfeuer. Horch! Das war Trommelwirbel und dann ein dumpfes Hurra. Es war der Sturm. Sein Kopf glühte vor Fieberhize. Wasser! Wasser! Er fuhr empor. Mit dem Gewehre in der Hand taumelte er auf den Hof hinaus. Sein Blick fiel auf die Pumpe. Er packte die Stange und pumpte mit wilder Hast. Dann bückte er sich und ließ das Wasser über den brennenden Kopf strömen. Wie tat ihm das wohl! Er sah nicht, wie ein Wagen auf den Hof rollte; er sah auch nicht die fünf wilden Gestalten, die darauf saßen. Es war ein Haufe Franktireurs, die den feigen, hinterlistigen Mord auf ihre Lumpenfahnen geschrieben hatten. Wie der Blitz waren jetzt Wirt und Wirtin da. Sie brachten der Bande Wein und Brot. Ein Gewehrlauf vom Wagen herab richtete sich auf den Kranken. Ein Blitz und ein Krach und der arme Mann unter der Pumpe brach lautlos zusammen.

In diesem Augenblick fuhr ein riesiger, vierschrottiger Soldat um die Ecke des Hauses. Sein Blick fiel auf die Pumpe.

Ein wildes Feuer bligte in seinen Augen auf. Weit weg schleuderte er sein Gewehr und sprang auf den Wagen mitten unter die Feinde. Ein Säbelhieb fauste ihm über den Kopf, daß ihm das Blut über das Gesicht strömte, und zehn Fäuste griffen nach ihm. Aber ein einziger Faustschlag streckte den angreifenden Franzosen besinnungslos nieder. Es entstand ein kurzes, wildes Handgemenge. Da frachten zwei Franzosen mit den Köpfen zusammen und flogen halb tot zwischen die Pferde. Hoch auf bäumten sich die Tiere und drohten durchzugehen. Der Wirt sprang herzu und griff in die Zügel; ohne seinen Mut wären die Herabgeschleuderten gerädert. Die beiden letzten hielt der Wahnsinnige bei der Gurgel und fuhr mit ihnen vom Wagen herab, er schleppte sie nach der Pumpe. Sie mußten den verwundeten und ohnmächtigen Gottlieb auf das Stroh des Wagens betten. Dann mußten die beiden Unverletzten wieder auf den Wagen hinauf. Auch der Wirt mußte aufsteigen und die Zügel in die Hand nehmen. Darauf setzte Hans sich ganz hinten auf den Wagen und befahl dem Wirt, in vollem Trabe den abgezogenen Mecklenburgern zu folgen. Er blickte auf seine Gefangenen, fuhr mit dem Ärmel über das blutüberströmte Gesicht, nickte und sagte leise: „Ich bin der Korporal Peg.“ — In wildem Galopp ging es davon. —

Der Frieden war da, und die braven Mecklenburger waren wieder in ihre Heimat zurückgekehrt. Gottlieb Stange und Hans Schwank waren nicht unter den einziehenden Truppen gewesen. In den Verlustlisten waren Beide als Schwerverwundete aufgeführt. Die Bäuerin hatte nie daran denken können, daß auch ihrem Sohne ein Unglück hätte zustoßen können. Um so härter hat sie der Schlag getroffen. Der Bauer hatt's eher ertragen, er fuhr, was er sonst nie getan hatte, seine Frau zornig an. Ja, einmal hatte er ihr gerade ins Gesicht gesagt, sie sei schuld an dem Unglück des Gottlieb; weil sie ohne Erbarmen die alte Schwank mit ihrer Tochter aus dem Häuschen vertrieben habe, darum habe auch der liebe Gott kein Erbarmen mit ihnen gehabt. Aber eines Tages kam doch ein Brief von dem Gottlieb, worin er den beiden Alten anzeigte, daß er samt

seinem Freunde, dem Hans, vollständig genesen sei und mit demselben an dem und dem Tage eintreffen werde. Und obwohl die Alten zweifelten, traten in später Abendstunde der Gottlieb mit dem Hans doch ins Haus. Lieber Gott, wie sahen die armen Jüngens aus! Sie waren kaum wieder zu erkennen. Doch die Bäuerin lachte und weinte vor Freuden. Der Gottlieb aber zeigte auf den Hans und sagte: „Wenn ders nächst dem lieben Gott nicht getan hätte, läge ich jetzt fünf Fuß tief unter französischer Erde, und er hats mit seinem eigenen Blute getan.“ Da reichte sie dem Hans die Hand und sagte: „Hans, schlafe über Nacht bei uns. Du kannst morgen früh Deine Mutter begrüßen, heute Nacht könnte die Freude ihr schaden.“ Als aber die beiden jungen Leute sich zum Schlafe niedergelegt hatten, ließ sie in aller Stille zwei Wagen anspannen und fuhr mit denselben in das benachbarte Dorf zu der alten Schwank, die im Armenkaten wohnte. Da klopfte sie an das Fenster und sprach zu der alten Frau: „Du, Mutter Schwank, unsere Jüngens sind zurückgekommen. Ich bitte Dich und die Mine um Gottes Willen, kommt doch in der Nacht noch mit Sack und Pack in unser Altenteilshäuschen zurück. Ich muß mir ja die Augen aus dem Kopfe schämen, wenn die Jüngens erfahren, daß wir Euch verstoßen haben. Mine, ich wills ja auch zugeben!“ Und sie hat Wort gehalten. Schon innerhalb Jahresfrist sind Gottlieb und Mine ein glückliches Paar geworden, und bis zur Stunde ist Gottes Segen mit ihnen gewesen. Nebenbei gesagt, am letzten Ostern ist ihr Ältester eingesegnet. Der Hans ist bei ihnen und arbeitet still und fleißig für den Schwager und die Schwester, von denen er wie ein Kind gehegt und gepflegt wird. Er spricht nie und nimmer von dem „Meister Peg“, und wenn ihn einer darnach fragt, schüttelt er den Kopf und sagt: „Laßt das! es war ja damals um den Gottlieb!“

Der zweite Dezember 1870.

Zu Goury im Schloßgarten
Stand wie die Eich' der Tann,
Und seine Bayern scharten
Sich um ihn Mann an Mann.
Zu Goury im Schloßgarten,
Da brach manch Heldenherz,
Getroffen von dem harten,
Dem tückschen Welschenerz.

Und immer neue Horden
Von Loigny wälzen sich;
Herr Gott, halt ein dem Morden,
Erbarm der Bayern dich!
Da, horch! welch brausend Wetter
Kommt drüben her von links,
Welch lustig Horngeschmetter —
Die Mecklenburger sind's!

Voran die Füsiliere,
Fern von der Warnow Strand,
Die Jäger, Grenadiere,
Und alle kampfehtbrannt.
Wie reißen die Granaten
Ins Grab des Feindes Reih'n!
Die tapfern Hanseaten
Wie hau'n sie grimmig drein!

„Uns, brave Bayernbrüder,
Führt unser Friedrich Franz!
Nun rächen wir euch wieder
Im blut'gen Waffentanz.“
In Voigny auf und nieder
Wogt fürchterlich die Schlacht;
Es sinken ganze Glieder,
Die nimmermehr erwacht.

Laß deine Fahnen fliegen,
Du deutsche Heldenschar;
Du wirst nicht unterliegen
Dem falschen welschen Nar.
Da braust ein Jubilieren
Die deutschen Reih'n entlang:
„Das Ganze avanzieren!“
Es klang wie Osterklang.

Den Sturmmarß angeschlagen!
Zum Sturm, hurra, zum Sturm!
Die Welschen sind geschlagen,
Zertreten wie ein Wurm!
Dann war es still, ganz stille,
Manch teures Aug' noch brach. —
Das war der Mecklenburger
Blutroter Ehrentag.





Ein Dragonerstückchen.

(Eine Manövergeschichte.)

Die alte Schultsch hatte einmal wieder ihre Umstände, wie die Leute es nannten, wenn ihr der Kopf verquer stand. Sie regierte im Hause wie das leibhaftige Donnerwetter, schlug mit den Türen, daß die Fenster klirrten, und wenn sie über die Diele schritt, sollte man meinen, die braune holsteinische Müllerstute spazierte auf Klopfpantoffeln im Hause umher. Auch eingeschlagen hatte es bereits; denn das Kleinmädchen hatte schon ein paar recht-schaffene Ohrfeigen und die Großmagd einen vollen Eimer mit Wasser über den Kopf weg. Jetzt stand die Alte am Feuer und rührte Grüte. Und weil niemand zur Hand war, an welchem sie ihren Zorn auslassen konnte, mußte sie denselben hinunter schlucken und pustete dabei, wie der Blasebalg in der Schmiede. Lange hätte sie es wohl nicht so ausgehalten, wenn nicht zum Glück ihr achtzehnjähriges Töchterlein, die Christine, in die Hostiir getreten wäre, und das war ihr iustermert die Rechte. Nicht so bald hatte sie einen Blick in das verweinte Antlitz des hübschen Mädchens geworfen, als sie auch schon herumfuhr und schrie: „Mich dünkt, Du hättest wohl was Anderes im Garten zu tun, als die Augen dick zu heulen. Nichts als Fisematenten, und wenn man ein Wort dazu sagt, ist dem Kalbe ins Auge geschlagen!“ Das Mädchen fuhr sich mit der Schürze über das Gesicht und ging schweigend in die Stube. „3, Du toppphaariger Stillschweiger, willst am Ende gar noch

trogen? Glaubst wohl, hast nicht nötig zu antworten, wenn Deine Mutter mit Dir redet! Meinetwegen maule bis an den jüngsten Tag; aber den Schafskopf von Jungen bekommst Du nicht, oder ich will mich bei lebendigem Leibe in der Adelgrube auf dem Hofe umkehren.“ Die Christine blickte die Mutter bittend an: „Laß doch einmal das Schelten, ich will ihn ja auch nicht haben — o, mein Gott, ich wills Dir auch versprechen!“ Sie preßte beide Hände auf die wogende Brust. Schultsch blickte ihr starr ins Gesicht: „Was, Du willst noch Widerworte haben? Noch bin ich Herr im Hause, und Gott gnade Dir, wenn Du noch einmal das Maul aufstust! Laß den Jungen nur ins Haus kommen, ich werde ihm schon den Marsch blasen, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll.“ —

Wer war denn der Halunke, der den Zorn der ehrbaren Bauerfrau so gründlich aufgewühlt hatte? Kein anderer, als ihr eigener Schwestersohn Fritz. Sie haßte denselben aus ganzem Herzen um seiner Mutter willen. Und das war so gekommen: Der alte Dorn hinterließ nach seinem Tode zwei Kinder, ein paar Mädchen nämlich, das ältere bekam die Hufe und heiratete den Schult. Die Schwester erhielt die bare Hinterlassenschaft, welche aus tausend Talern bestand; der Mann derselben war der Bronower Müller, der Herz und Kopf auf dem rechten Fleck trug. In seiner fleißigen und sparsamen Hand segnete unser Herrgott die tausend Taler über Bitten und Verstehen, so daß er mit der Zeit ein reicher Mann wurde. Schult hingegen war, wenn auch eine sonst gute Haut, doch eine Schlafmütze und ein Schafskopf. Wo er saß, da saß er, und wo er stand, da stand er; so kam die Wirtschaft um kein Tüttelchen vorwärts, und wenn sie gerade nicht den Krebsgang ging, so war es wahrlich nicht sein Verdienst! Die Schwestern hatten sich ehemals beiderseits herzlich lieb gehabt; aber die elenden tausend Taler hatten die zwei Herzen auseinander gebracht. Obgleich das Testament das bare Geld für die jüngere bestimmt hatte, war die ältere doch des Glaubens, daß sie die Hälfte desselben beanspruchen könne. Und weil sie nicht in Güte ihren Willen durchsetzen

konnte, so hatte sie es auf einen Prozeß ankommen lassen, der natürlich ungünstig für sie ausgefallen war. Seitdem haßte die Schultsch ihre Schwester aus tiefster Seele. Ursprünglich war sie nicht der Rabaster von heute gewesen, sondern es erst durch die Verhältnisse geworden. Wo der Mann nicht Herr im Hause ist, muß es die Frau sein. Wollte sie nicht mit dem Bettelsack das Erbe ihrer Väter verlassen, mußte sie dem Manne das Heft aus der Hand nehmen. Sie sorgte für die Ackerbestellung, stellte die Knechte an, leitete den Handel und Wandel, und weil das nicht allemal in Glimpflichkeit abging, wurde sie nach und nach, was sie jetzt war, ein Brummbar und Kesselflicker. Schult starb in seinem besten Mannesalter, und seine Frau hat ihm nicht viele Tränen nachgeweint. Christine war ihr einziges Kind, und weil das Mädchen einen offenen Kopf hatte und die Mutter auf guten Schulunterricht hielt, so war aus dem stillen, sinnigen Kinde mehr geworden, als sonst wohl auf dem Lande zu geschehen pflegt. Nach ihrer Konfirmation war die Christine zur Erlernung der Wirtschaft nach Moosdorf gekommen, was gewiß nicht geschehen wäre, wenn die Mutter gewußt hätte, daß ihr Schwestersohn Fritz dort die Stelle eines Wirtschasters bekleidete. Und was war das Ende vom Liede? Die beiden Leutlein lernten sich kennen und lieben. Und als das Mädchen wieder in das Vaterhaus zurückkehrte, wußte es nicht genug Rühmens von dem Better Fritz zu machen. Alle Wetter, bekam ihr das aber schlecht! War das ein Lärmen, Tosen und Toben, als wenn alle Unwetter Quartier im Hause genommen hätten. Glücklicherweise brach der Krieg aus, zu welchem auch der Fritz herangezogen wurde, und zu noch größerem Glücke kam die Nachricht, der Junge sei dort hinten in Frankreich mausetot geschossen. Ach, da wurde die Christine alle Tage bleicher! Die Mutter aber meinte, das sei nur ein Übergang, und wenn nur erst der reiche Hans, des Mittelbauern Ältester (er hatte ihr schon einen Floh ins Ohr gesetzt) sie anspreche, werde die Farbe schon zurückkehren. Und die Farbe des Mägdleins kam wirklich zurück, aber nicht von wegen des Hans, sondern von wegen des Fritz, der nicht erschossen, wohl aber schwer

verwundet, jedoch mit Gottes Hilfe wieder genesen war. Fritz hatte dafür gesorgt, daß die Christine es erfuhr. Der Mutter schien diese frohe Botschaft nicht geworden zu sein, wenigstens stellte sie sich so. Nun aber, zwei Jahre nach dem Kriege, hatte sie es doch erfahren, und zwar von Fritz selbst. Vorgestern hatte er an die Mutter geschrieben: „Liebe Tante! Am nächsten Sonnabend komme ich bei unserem Manöver mit meiner Schwadron in Deinem Dorfe ins Quartier. Meine liebe Mutter wünscht nichts sehnlicher, als daß ich Dich, ihre geliebte Schwester, besuche. Herzenstante, sei uns doch nicht mehr böse und nimm freundlich auf Deinen Dich liebenden Neffen Fritz.“ — So, nun war das Ungewitter da, und wie es wehete und wetterte, haben wir im Eingange unserer Erzählung gehört. Die Alte bildete sich steif und fest ein, der Junge habe das Manöver in dieser Gegend veranlaßt, um mit der Christine die alten Liebeshändel wieder anzuknüpfen.

Und während die Alte noch immer im besten Zuge war, wurde das Mädchen plötzlich totenbleich; denn draußen vor dem Fenster hielt ein schmucker Dragoner-Unteroffizier, der vom Pferde sprang und den Braunen an das Stakett band. „Wo führt der Teufel uns den heute schon her? Ich denke, die Kerle sollen morgen erst kommen!“ keifte die Mutter. Aber viel reden konnte sie nicht mehr, denn da stand der Mann schon vor ihr, und seine Haltung war straff und stramm, wie vor einem General, und er drehte den fecken Schnurrbart. „Einquartierung!“ sagte er. „Ich bin der Quartiermacher für die Dragoner. Wollen Sie nicht so gut sein und mir einen Stall für meinen Braunen anweisen lassen! Vielleicht tut mir das Mädchen dort den Gefallen.“ „Ich weiß in meinen Ställen ebenso gut Bescheid, wie die“, erwiderte mürrisch die Alte und schritt brummend zur Thür hinaus. Der Unteroffizier folgte ihr auf dem Fuße. Sie wies ihm Stallung und Futter für das Pferd an. Während der Mann sein Tier besorgte, kam die Mutter zurück. „Du kannst in der kleinen Stube den Tisch für den Soldaten decken, aber das Essen werde ich selbst auftragen. Schlafen kann er auf dem Heuboden, denn für das Soldaten-

voll gebe ich meine Betten nicht her“, sagte sie kurz. Nach einiger Zeit kehrte der Soldat zurück, setzte sich an den Tisch und verzehrte still sein Mittagessen. Die Christine würdigte er keines Blickes. „Ein stiller Mensch“, sagte Schultsch für sich hin. Beim Kaffeetinken, einige Stunden später, setzte sie sich zu ihm. Sie waren allein. „Sagen Sie einmal, Herr Unteroffizier, kennen Sie einen gewissen Fritz Bach unter dem Volke?“ Der Dragoner blickte sie eigentümlich an. „Warum meinen Sie das, Frau Wirtin? Ja wohl, er dient in meiner Schwadron, und wenn Sie ihn kennen und es wünschen, soll er zu Ihnen ins Quartier.“ „Um Gotteswillen nicht“, unterbrach ihn die Bäuerin hastig, „wenn ich den Menschen auch nicht kenne, weiß ich doch, daß er ein Galgenstrick ist. Er hat Fismatenten im Kopfe und sich deshalb bei mir schon angemeldet. Herr Unteroffizier, können Sie mir den Menschen nicht vom Halse halten?“ — „Gewiß, Frau Wirtin! Als Unteroffizier verbiete ich ihm einfach das Haus, und es sollte ihn die Schockschwerenot regieren, wollte er über die Schwelle treten.“ Die Alte stand auf und ging in die große Stube. „Stine“, sagte sie freundlich, „der Soldat soll in der Eckammer schlafen, er ist ein netter Mensch und soll es gut bei uns haben.“ Das Mädchen blickte die Mutter verwundert an. „Aber Mutter, soll ich denn die Bettstücke mit den funkelnagelneuen Überzügen herausnehmen und dafür von den Leutebetten in die Bettstelle legen?“ — Die Alte wurde kirschbraun vor Zorn. „Aha, das saubere Bett gönnst Du wohl dem Manne nicht, um es für Deinen Fritz-Better in Bereitschaft zu halten. Sei aber unbesorgt, dem habe ich schon einen Sticken gesteckt, daß er uns von der Thür bleibt!“ — In diesem Augenblicke ging der Herr Unteroffizier durch die Stube. Die Christine sah er garnicht an, wohl aber die Mutter, der er freundlich und vertraulich zunickte. Man sah ihn über den Hof in den Garten schreiten. Die Mutter blickte ihm nach. „Stine, geh hin und zeig ihm die Kaiserpflaumen und Grafensteiner, vielleicht ist er ein Freund von Obst!“ — Das Mädchen gehorchte zögernd. Schultsch rief ihr unwillig nach: „Zieht das dahin, wie die teure Zeit! Kannst ihm immer das bißchen

Obst gönnen, der andere bekommt doch nichts davon!" Die Tochter beschleunigte ihre Schritte und verschwand hinter der Laube. Vielleicht möchte der Leser gern wissen, wie die Christine sich dort gegen den Dragoner gestellt hat. Der Erzähler weiß es ganz genau, wird sich aber hüten, etwas zu sagen, denn er ist kein Verräther nicht. —

Und dieweil es ein wunderschöner Abend war, saß der Herr Unteroffizier unter dem wilden Birnbaume auf dem Hofe, rauchte sein kurzes Pfeifchen und schwatzte vertraulich mit der Wirtin. Er erzählte, daß er ein Landmann sei und am nächsten Johannis eine Erbpachtstelle anzutreten gedenke. Für die Zukunft sei ihm nicht bange, denn erstlich habe er ein schönes Stück Geld und zweitens Kraft, Lust und Geschick zur Arbeit. Er wisse wohl, was es mit der Landwirtschaft auf sich habe und müsse sich wundern, wie sie, die einzelne Frau, solch ein Gewese so pfeif in Ordnung habe, das es eine Lust sei. Er meine aber, mit der Zeit müsse die Arbeit ihr überwerden, und ob sie es nicht auch für gut halte, sich beizeiten nach einem ordentlichen Menschen zum Schwiegersohne umzusehen? Tausend, wenn er ein solches Gehöft unter die Finger bekäme, das solle eine Lust werden! Schultsch machte ein sehr betrübtes Gesicht. „Ja, solch einem Menschen würde ich mein Jawort alle Tage geben. Aber lieber Gott, meine Dirn ist ein topshaariges Frauensmensch und ein richtiger Krafkeeler. Ich wollte gern, sie sollte einen Bauern aus dem Dorfe hier heiraten, — hübsch ist er nicht, hat aber Geld, und von der Schönheit läßt sich doch nicht leben! — aber nein, sie setzt ihren Kopf dagegen. Ich weiß auch warum.“ Sie schwieg, denn die Christine ging mit einer Tracht Milch an ihnen vorüber und sah sehr verzagt und traurig aus. Die Bäuerin bemerkte es. „Sehen Sie, Herr Unteroffizier, sieht die Dirn doch aus wie Waddick und Weihdag. Das macht, sie hat sich einen Menschen in den Gedankenkasten gesetzt, den sie absolut will und partout nicht kriegt. Aber wart, ich will ihr schon die Grillen vertreiben!“ — Der Dragoner machte ein sehr verständiges Gesicht. „Frau Schult, Sie haben recht. Die Kinder wissen immer nicht ihr Bestes, und da müssen die



Alten ein Einsehen haben. Ich spreche aus Erfahrung. Vor einigen Jahren verliebte ich mich auch in ein junges Ding, von wegen, weil sie ein hübsches Gesicht hatte. Glücklicherweise war ihre Mutter dagegen, denn als ich später erfuhr, war es ein topshaariges Frauensmensch, ein richtiger Krakeeler und gegen die eigene Mutter immer stroman, und die Mutter war die beste Frau von der Welt.“ Die Wirtin stand auf und stemmte die Arme in die Seite: „Herr Unteroffizier, nichts für ungut! Die Frau mag recht gut gewesen sein, das will ich auch nicht bestreiten, aber ihre Mucken muß sie auch gehabt haben. Wer Sie nicht zum Schwiegersohn haben will, der ist mit dem Dummbeutel geklopft.“ Sie wünschte dem Dragoner eine gute Nacht, und der blickte ihr mit behaglichem Kopfnicken nach. —

War es am nächsten Mittage eine Wirtschaft im Dorfe. Die Dragoner waren eingerückt, und die Schultsch allein hatte zwanzig Mann hoch in Quartier. Ein Glück, daß sie den braven Unteroffizier hatte! Der stand ihr überall treu zur Seite. Eben hörte sie, wie er in den Pferdestall hinein rief: „Kerls, glaubt ihr, unsere Wirtin habe ihr Heu und Stroh gestohlen! Im Augenblick sparsam damit umgegangen, oder ihr sollt die Freude kriegen!“ — Und nach einer Viertelstunde kam er pustend durch die Küche: „Hab' mich geboßt, Frau Wirtin!

Komme ich in den Garten, sitzen da fünf, sechs Halunken zwischen den Kaiserpflaumen und Grafensteinern! Ich habe ihnen aber den Marsch geblasen, daß ihnen der Appetit vergangen ist. Jetzt sind sie daran, den Eßtisch auf der Scheunendiele herzurichten; damit sie keinen Krawall machen, will ich dort mit ihnen essen.“

Kurzum, Schultsch gewann ihren Unteroffizier mit jeder Stunde lieber. Er mußte aber auch ein grimmiges Regiment über seine Untergebenen führen, denn der vermaledeite Nefse hatte es bis zur Stunde nicht gewagt, sich blicken zu lassen. Dagegen mußte sie sich über die Christine halbtot ärgern. Das Mädchen sah rein so bleich wie das leibhaftige Unglück aus, und wenn der Herr Unteroffizier mit der Mutter sprach, konnte man ihr die peinlichste Herzensangst aus den Augen lesen. Was half der Bäuerin die fröhliche Stimmung, was half's, daß sie zur Ehre des Tages das feuerrote Umstecktuch über die Schulter geschlagen hatte! Das Mädchen trieb es mit ihrer Kopfhängerei zu arg. Und als die Mutter ganz sanftmütig für ihren Lieblingsgast einen dreilötigen Kaffee kochte, legte ihr gar das Mädchen den Arm um den Nacken und sagte leise: „Ach Mudding, ich kann Dich nicht betrügen und muß Dir die reine Wahrheit sagen.“ Wer will es da der alten Frau verdenken, daß ihr endlich der Geduldsfaden riß. Sie griff nach der Feuerzange: „J, willst du weinerliches Schafsgesicht machen, daß Du aus der Küche kommst! Ich hab nicht nötig, mir von Dir die Wahrheit sagen zu lassen!“ — Das Mädchen lief hinaus auf den Hof. Mit der Feuerzange in der Hand blickte die Mutter ihr drohend nach. Der Herr Unteroffizier saß auf der Bank unter dem Birnbaume, und der Hirte trieb just die Kühe über den Hof. Der blaue, erst kürzlich gekaufte Bolle faßte den Dragoner ins Auge. Das Tier war stöbzig, und ihm schienen die Rücken aufzusteigen. Er brüllte und bohrte mit den Hörnern in die Erde. Nun hatte Schultsch doch jemand, an welchem sie anständigerweise ihren Grimm auslassen konnte. Mit geschwungener Feuerzange fuhr sie auf das Tier los. „Die Kreatur ist ja wohl unflug geworden! Willst, Beest,

hinein in den Stall!“ — „Mutter, Mutter“, rief ängstlich die Tochter, „geh dem Bollen aus dem Wege; Dein rotes Tuch macht ihn wütend!“ Schultsch blickte sich zornig um. „So, das möchtest Du wohl, mich vor jedem Hans Narren zu fürchten! Nein, noch bin ich Herr im Hause!“ Aber weiter kam die brave Frau nicht. Im Nu lag sie auf der Erde, und das wütende Tier gabelte an ihr herum, um sie auf die Hörner zu nehmen. Zum Glück waren dieselben gestutzt, so daß sie nicht zu fassen vermochten. So rollte die tapfere Bäuerin ganz sanftmütig in die Jauchgrube hinein. Der Bolle aber stand vor ihr, als überlege er, was nun zu tun sei. Plötzlich aber ruckte das Untier zusammen; denn wie ein Donnerwetter saß der Unteroffizier auf seinem Rücken und fuhrwerkte ihm mit den scharfen Sporen zwischen den Rippen herum. Das Vieh blickte verdutzt nach rechts und links und setzte mit einem kurzen Stoßgebrüll, den Dickkopf dicht zur Erde, den Schwanz pfahlgerade ausgestreckt, in rasendem Galopp über den Hof und quersfeldein. Der Reiter saß wie angenagelt und bearbeitete sein neumodisches Roß aus Leibeskräften mit einem kurzen Knüttel. Die Christine stand leichenblaß und hielt sich mit Mühe am Zaune aufrecht. Von allen Seiten rannten die Dragoner hinterdrein, um der wütenden Bestie den Weg zu verlegen. Auch Schultsch hatte sich aus ihrem kühlen und weichen Lager aufgemacht. Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und kreischte verzweiflungsvoll. Aber mit einem Schlage war sie jetzt verstummt. Sie stöhnte nur. Warum? Roß und Reiter waren verschwunden — verschwunden, als hätte die Erde sie verschlungen. Da trat das Mädchen an die Mutter heran. Ihr Blick war gläsern und der Ausdruck ihres Gesichtes kalt. „Mutter, er ist tot! Dort ist die Torfgrube, und dahinein sind sie gestürzt.“ Die Frau antwortete nicht, sondern schleppte sich leuchtend über das Feld. Das Mädchen ging ihr zur Seite. Sie wollten die Unglücksstätte auffuchen, und beiden drohte die Brust vor Angst zu zerspringen. Aber was war das? Dort oben am Rande der Grube standen die Dragoner und wollten vor Lachen sich ausschütten. Vielleicht wäre die Bäuerin ob solcher Rohheit in

Zorn geraten, hätten Schreck über Schreck sie nicht ganz geduldig und lammfromm gemacht. Zum Glück löste sich auch schnell das Rätsel. Denn siehe, dort links kam der Bolle langsam und ruhig und dort rechts der Herr Unteroffizier flink und fidel zum Vorschein, aber nicht der blaue Bolle und der blaue Dragoner, sondern beide pechtrabenschwarz, jener ein richtiger Kappe, dieser ein leibhafter Schornsteinfeger. Da kam auch wieder Leben in die Adern des Mädchens. Sie sprang dem wilden Reiter entgegen, fiel ihm trotz seiner schwarzen Glasur um den Hals und weinte und lachte zugleich. Die Alte wollte ihren Augen kaum trauen, reichte aber doch dem jungen Manne dankbar die Hand. Und auch die Tochter blickte sie freundlich an und sagte: „Stining, recht so! Das ist der Mann, der mit seinem eigenen Leben Deine Mutter gerettet hat!“ Da drückte ihr der Herr Unteroffizier die nicht ganz saubere Rechte und sagte: „Nichts zu danken! Nicht nur der Stine, sondern auch mir glaube ich die Mutter gerettet zu haben — o, sei auch meine Mutter — ich habe das Stining ja so von Herzen lieb!“ Da fuhren zwei Blicke aus den Augen der Alten, ein glühender,



drohender auf das Mädchen und ein heller warmer auf den jungen Mann. Mein Sohn, die Dirn tuts nicht! Sie hat sich den dummen Jungen von Vetter in den Kopf gesetzt —.“ „Und wenn ich der Frigvetter nun selbst wär?“ Da machte die Frau ein

Geficht, als gehe ihr plötzlich ein Licht, aber ein Kirchenlicht, auf, und aus ihren Augen flog ein dritter Blick, und der leuchtete wie der helle Sonnenschein. „Fritz, hättest Du mir das gestern Abend gesagt, wäre mir das Bad und Dir der Ritt erspart worden; denn dem Vollen ging ich aus Zorn über das Mädchen zu Leibe, weil es Dir überall aus dem Wege ging. Nun, in Gottes Namen! Ich bin froh, daß der alte Unfriede in der Familie sein Ende hat.“ Sie kehrten sinnend ins Haus zurück. Und als sie sich Reinlichkeit angetan hatten, setzten sie sich zusammen in die kleine Stube, und im Hause waltete, was längst daraus verschwunden zu sein schien, ein stiller, fröhlicher Friede. Und weil am nächsten Tage die Soldaten Ruhe hatten, mußte der Großknecht in die Stadt und ein paar Tonnen Bier holen. Da gabs für die ganze Schwadron einen lustigen Abend. Zuletzt gar erschienen die Trompeter und bliesen: „Heil Dir im Siegestranz!“ Da blickte die Bäuerin ihren angehenden Schwiegersohn an und sagte lächelnd: „Fritz, das sind Spizen auf mich und den Vollen!“ Aber sie wischte doch eine Träne aus dem Auge, denn das Lied klang gar zu ernst und feierlich.

Nach einem Vierteljahre waren Fritz und Stine Mann und Frau. Die Mutter hatte sich das Wirtschaffen ganz und gar entsagt und war froh, das Regiment an ihren braven Schwiegersohn abtreten zu können. So ist denn auch wieder der Geist der Ruhe und der Geduld über sie gekommen, und die kleine Familie führt ein behagliches und glückliches Stillleben miteinander. — Bald hätte ich noch eines vergessen: Schultsch ist auch Großmutter geworden, und was für eine!



Müller und Maler.

(Eine Geschichte aus der letzten Elbnot.)



amen werden nicht genannt. Man zeigt wohl auf den „Wimen, aber nicht auf die Hühner“, sagt der Mecklenburger, und der „Wimen“ ist unsere Elbniederung. Ernst Ling, wie wir ihn heißen wollen, war des trunkfesten Müllers Sohn. Er saß 1887 im Rosenmonat spät abends hinter einem blühenden Fliederstrauche auf dem hochgelegenen Kirchhofe und blickte sinnend in die Welt hinein. Und er hatte Ursache zum Sinnen und Sorgen; denn seine Jugend lag wie ein verreiseter und verregneter Frühling hinter ihm. Nur der warmen Mutterliebe hatte er hie und da die sonnigen Lichtblicke zu danken, ohne welche sein Herz und Gemüt hätten verkümmern müssen. Der Vater hatte kein anderes Herz als ein allzeit frostiges für ihn gehabt. Ja, der Vater! Die Mutter hatte den rauffüchtigen Mann, der nichts als seine zwei derben Fäuste und einen kräftigen Müllerrücken aufzuweisen gehabt hatte, aus Gehorsam gegen die Eltern geheiratet. Sie hatten geglaubt, wenn sie der Tochter die einträgliche Mühle hinterließen und einen gesunden, kräftigen Mann anfreiten, der Lust und Geschick zur Arbeit habe, wäre ihr Kind versorgt. Aber sie hatten sich verrechnet. Der Geselle hatte nur „Liebkind“ gespielt, um sich die schöne und reiche Braut zu ergattern. Nach der Hochzeit kehrte er das Rauhe nach außen, und die grauen Häupter der Alten hatte er bald genug mit Herzeleid unter den Rasen gebracht.

Nunmehr war der kleine Ernst in ihrer Verlassenheit der Mutter einziger Trost. Und weil das Kind die Mutter nie anders als ernst oder unter Tränen sah, wurde es selbst sinnig und in sich gefehrt und anders, als so ein rechtschaffener Bube zu sein pflegt. Da konnte der Vater den zimperlichen Buben, wie er ihn nannte, nicht leiden und war kalt und hart gegen ihn. Um so mehr gewann das Kind die Zuneigung anderer Leute, zum Exempel die des alten braven Küsters und später auch die des Pastors. Und als es für den elfjährigen Ernst nichts recht mehr in der Küsterschule zu lernen gab, da unterrichtete der Herr Pastor den hellen Jungen zusammen mit seinen Kindern. Der alte Ling kümmerte sich nicht darum, und wenn der Herr Pastor ihm gelegentlich einmal sagte: „Müller, für so einen Jungen könnt Ihr dem lieben Gott nicht genug Dank wissen“, lachte Ling kalt, wie ein Holzhäher und sagte: „Herr Pastor, ein Pfund Mutterwitz ist mir lieber, als ein Zentner Lehre.“

An nichts aber hatte der Ernst mehr Freude, als an Bildern. Nicht genug, daß er sie betrachtete, sondern er suchte sie auch abzuzeichnen. Und obwohl niemand da war, der ihm Anleitung gab, hatten seine Abbildungen Hand und Fuß, so daß der Herr Pastor eines Tages zu der Müllerin sagte: „Frau Ling, wäre der Ernst mein Junge, ich ließe ihn Maler werden.“ Da hat die Frau den geistlichen Herrn erschrocken angesehen und gesagt: „Um Gotteswillen, Herr Pastor, was reden Sie da! Wer soll denn in meinen alten Tagen meine Stütze und mein Trost sein?“ Da hat der Herr Pastor geschwiegen, und der Junge ist nach seiner Einsegnung bei dem Vater in die Müllerlehre gegangen. Auf Rosen hat er da nicht getanzt; denn erstens war dem Jungen die Müllerei zuwider, und zweitens war der Vater ein unbarmherziger Lehrmeister, dem die Hand ungeheuer lose am Leibe saß. Um der Mutter willen hat aber der Sohn alles geduldig getragen; aber endlich ist ihm die Langmut doch ausgegangen. Alles in der Welt nimmt zu, Gutes, wie Böses, wenn ihm nicht bei Zeiten Schranken und Ziel gesetzt werden, und beim alten Ling warens

der Trunk, die Gewaltthätigkeit und der Zähzorn. Wenige Wochen, nachdem der Bursche ausgelernt hatte, warf der Alte in der Trunkenheit den Sohn die Mühlentreppe hinab, daß der arme Junge ein Bein brach. Der Ernst hatte kein Wort des Bornes gegen den Vater. Als er aber geheilt war, schnürte er sein Ränzlein, gab der Mutter die Hand und sagte: „Gott steh' Dir bei, Mutter! Aber es geht nicht anders“, und ging davon. Zehn Jahre ist er draußen gewesen, bis die Mutter ihm geschrieben hat, er möge doch nun um Gottes willen heimkehren; denn mit der Mühle gehe es den Krebsgang, und wenn er nicht bald da sei, sehe er sie nimmer wieder, die Mutter sowohl wie die Mühle. Nun war der Ernst seit einem halben Jahre da. Im nagelneuen Mülseranzuge war er eingetreten. Die Mutter hatte ihn unter Tränen ans Herz gedrückt, der Vater aber kopfschüttelnd gemeint, das müßte eine sonderbare Mühle gewesen sein, worin der Junge gearbeitet habe. Seine feinen Hände sähen nicht nach Arbeit aus, und den schlanken Rücken könnten wahrlich nicht viele Säcke gedrückt haben. Doch ließ er sich die Ablösung gefallen, denn die Flasche war schier ganz sein Herr geworden. Aber recht schien der Alte doch gehabt zu haben, denn die Arbeit ging dem Ernst unbeholfen und blutsauer von Händen, und ein Vierscheffelsack drückte ihn zusammen, wie eine ungeschlachte Faust einen Zylinderhut.

Wie gesagt, Ernst Ling saß in später Abendstunde unter dem Flieder auf dem Friedhofs, hoch oben am blauen Himmel leuchtete der glänzende Vollmond, und in der Linde sang die Nachtigall. Dort am Elbbache lag die Mühle der Eltern und weiter hinab, unter den vier Pappeln, das trauliche Fischerhäuschen, und was dort ganz in der Ferne von Zeit zu Zeit aufblitzte, war der blanke Elb Spiegel. Da knarrte das alte Friedhofstor, und eine schlanke Mädchengestalt huschte mit leichten, leisen Schritten, wie wenn sie die Schläfer dort unter dem Rasen zu stören fürchtete, auf den Gottesacker hinauf. Ohne den jungen Mann im Schatten des Gesträuches zu bemerken, stand sie mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte vor einem frischen Grabhügel. Jetzt sank sie nieder und drückte das Haupt

in das taufeuchte Gras. Sie schien zu weinen. Und nun hoben sich Hände und Haupt nach oben. Das volle Mondlicht lag über einem wunderschönen Mädchenantlitz ausgegossen. Trauer und Andacht schienen das zarte Gesicht zu verklären. Da —



da schmetterte eine jauchzende Trompetenmusik aus dem Dorfe herüber. Der Schulze gab seiner Tochter soeben ein fröhliches Hochzeitsfest. Von Entsetzen erfaßt, sprang das Mädchen auf und eilte, wie von Geistern verfolgt, davon.

Der junge Mann saß da, wie einer, den der Tod angehaucht hat. Das Gesicht war bleich, und er drückte beide Hände auf die Brust, wie wenn da drinnen etwas zu zerspringen drohte. Seufzend erhob er sich und verließ langsam den Friedhof. Die alte Turmuhr schlug gerade elf. „Es war ihr Gesicht, ja, ihr Gesicht!“ rang es sich beklommen aus seiner Brust empor. Sein Auge starrte in die Ferne. Ja, dort schwebte sie noch, die schöne, wunderbare Gestalt. Sie eilte auf dem Wege zur Mühle davon. Er ging ihr nach, erst langsam, dann schnell und schneller. Es war, als müßte er sich an ihre Ferse haften. Auch er kam an die Mühle. Die Mutter saß noch vor der Thür. „Ernst“, sagte sie, „ich habe noch auf Dich gewartet. Wo warst Du so spät?“ Er ließ die Frage der Mutter unbeantwortet und sank neben ihr auf die Bank. „Mutter, sahst Du das Mädchen soeben vorüber gehen?“ — „Gewiß, Ernst! Es war des Fischers Elsbeth. Sie hat mich noch

gegrüßt.“ — „Elisbeth — auch das noch!“ sagte er leise und setzte hinzu: „Wie heißt der Fischer?“ Die Mutter schüttelte das Haupt. „Ich weiß nicht, Ernst. Die Leute nennen ihn einfach „den Fischer“. Gehört habe ich übrigens schon seinen Namen; aber derselbe ist wunderbar, wie der Mann selbst. Er hat vor zwei Jahren die Fischerei gepachtet. Kurz vor Deiner Heimkehr starb die Frau. Sie liegt neben dem großen Fliederbusch begraben. Weiteres kann ich Dir auch nicht sagen, die Leute leben eben ganz für sich. Aber, Ernst, was ist Dir begegnet? Du bist bleich und fragst so hastig, und Deine Stimme zittert.“ Einen Augenblick schwieg der junge Mann, dann legte er die Hand auf die Schulter der alten Frau. „Mutter, Du wirst mich nicht verstehen; aber warum sollte ich ein Geheimnis vor Dir haben?“ sagte Ernst weich. „Sieh, vor vier Jahren fuhr ich weit von hier in Frankreich auf der Eisenbahn. Der Zug sauste dahin, wie wenn der Herbststurm über die Felder fegt. Wegen der Hitze hatte ich mich weit aus dem Wagenfenster gelehnt. Da, ein entsetzlicher Stoß, ein Krachen, ein hundertstimmiger Aufschrei! Ich wurde aus dem Wagen geschleudert und kollerte den steilen Bahndamm hinab. Dort lag ich bewußtlos. Wie lange? Ich weiß es nicht. Aber als ich zu mir kam, sah ich Schreckliches. Es war ein Zusammenstoß erfolgt, und was ich erblickte waren Trümmer, Leichen, Sterbende und Verwundete. Neben mir lag ein junges Mädchen, bleich und mit geschlossenen Augen. Ihr Gesicht war schön, wie eines Engels Angesicht. Ich beugte mich über sie; da schlug sie die Augen auf, sie waren groß und dunkel, Schmerz und Ergebung spiegelten sich darin. „Arme Mutter, Du siehst Deine Elisabeth nicht wieder!“ hauchte sie. Dann schlossen sich wieder die wunderbaren Augen. Mutter, diese Augen, dieses Gesicht vergesse ich nun und nimmermehr! Ich seh' es im Wachen, ich seh' es im Traume. Eben habe ich es wieder gesehen — dort am Grabe der Fischerfrau.“ — Die Mutter blickte den Sohn kopfschüttelnd an. „Ernst, was tust Du bei so später Nachtstunde zwischen den Gräbern? Was Du gesehen hast, war Einbildung. Warum gehst Du nicht

unter die jungen Leute? Da kommst Du auf andere Gedanken. Weißt Du was, Ernst? morgen holst Du uns einen Mal von dem Fischer, dann kannst Du dem Mädchen in die Augen blicken; denn am Tage sieht man anders, als bei Nacht. Du wirst schon sehen, wie sehr Du Dich geirrt hast.“ —

Am nächsten Morgen kam der junge Müller mit einem Mal im Reize vom Fischerhause. Die Mutter ging ihm erwartungsvoll entgegen. „Nun, Ernst, hast Du Deinen Irrtum eingesehen?“ Der Sohn schüttelte schwermütig das Haupt. Sie nahm still den Sohn bei der Hand. „Ernst, Du wirst doch nicht der Fischertochter nachgehen? Du hast Deinen Menschenverstand, den frage und nicht das Gefühl. Jrgendwo in der Bibel steht: „Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Narr. So ist's! Dich heißen die Leute den Träumer. Du magst ein guter Müller sein — der Vater bestreitet ja auch das, — aber ein guter Geschäftsmann bist Du nicht. Du verstehst es nicht, auf Deinen Vorteil zu laufen. Bei Übernahme der Mühle hast Du eine Frau zu nehmen, die hat, was Dir fehlt: Geld und Rührigkeit. Ob die Fremde in die Milch zu brocken hat, weiß ich nicht, aber sie ist so schweigsam wie Du; mit ihr bist Du ein verlorener Mann. Bedenks, Ernst!“ — Der junge Mann, bleich wie gestern Abend, antwortete nicht. Schweigend trat er ins Haus.

Seit dieser Zeit war der junge Müller einsilbiger als zuvor. Bei der Arbeit dagegen war er peinlich pünktlich. Die Kunden bediente er mit Sorgfalt und Freundlichkeit. Darum erhielt sich auch die alte Kundschaft, ohne daß neue sich einstellte. In seiner Freizeit hielt sich der junge Mann nur noch in seinem Giebelstübchen auf. Was er darin trieb, wußte niemand. Er hielt die Thür sorgsam verschlossen. Die Mutter hatte ihn wohl darnach gefragt, aber eine ausweichende Antwort erhalten.

Der Winter kam wie auf den Sammetpfoten einer Katze geschlichen — leise, leise! Aber da kam das Unglücksjahr mit den drei Achten. Da zeigte der Fuchs die Zähne. Der Frost war da, und der Schnee ließ nicht auf sich warten. Felder

und Wälder waren verschneit, und doch wars noch ein Rinderspiel gegen das, was dort oben in den Bergen vor ging. Die Elbunwohner blickten mit Sorgen in den Kalender. Herr Gott, wenn das alles zugleich aufstauen würde! Und jäh und plötzlich brach das Tauwetter herein, und alles was sich an Wasser und Schnee und Eis auf Bergen und in Gründen angesammelt hatte, stürmte der Elbe zu. Da barst unter Donnern und Krachen der Riesenpanzer der Elbe und wälzte sich stromabwärts gegen Westen. Das flüchtige Wasser wollte Freiheit und schoß brausend dahin; aber die Eisblöcke und Schollen versperrten ihm den Lauf. „Wenns nur keine Eisstopfung gibt!“ dachten mit Angst die Bewohner des Elbtals. Und die Eisstopfung war da, ehe sie es sich versahen. Da kletterte das Wasser über die Ufer und überflutete Wiesen und Äcker. Es klomm lautlos an den Dämmen und Deichen empor und suchte sie mit seiner ungeheuren Wucht zu zersprengen. „Vor Feuer- und Waffersnot behüt uns lieber Herre Gott!“

Seit 24 Stunden stand die Mühle. Der alte, sanfte Mühlbach hatte den Spieß umgedreht. Er hatte den Ausweg in die Elbe versperrt gefunden und machte mit dem eindringenden Elbwasser halb Part und strömte zur Quelle zurück. Der junge Müller stand am Siebelfenster und blickte wie ihm Traume auf das Getriebe der Wellen. Die Sonne, von dichten Wolken verhüllt, mußte am Untergehen sein. Da stürzte die Mutter herein. „Ernst, siehst und hörst Du denn nichts? Das Wasser kommt ja über die Brachwiesen herangeschossen. Der Buttdeich ist gebrochen und das Fischerhaus ist in Gefahr. Der Fischer ist nicht zu Hause. Die Elsbeth muß fort und in Sicherheit gebracht werden.“ Hastig warf der junge Mann den Blick durchs Fenster. Herr Gott, die Mutter hatte Recht! Er holte die beiden holsteinischen Müllergäule, ein paar riesenknochige Pferde aus dem Stalle. Er schwang sich auf das eine Roß, nahm das andere beim Bügel und trabte davon. Die Mutter blickte ihm mit Angst nach. „Rasch, rasch!“ rief sie hinterdrein; aber er hörte es nicht mehr. Und wie sie so stand, rieselte ein Zwergebächlein in beiden Wagen Spuren des Weges gar fröhlich

daher. Die Frau aber erbleichte. „Herr Gott, sei meinem Sohne gnädig! Das Wasser bricht über den Weg herein.“ Die Minuten waren ihr wie Stunden. Sie rief den Knecht: „Johann, mache den holsteinischen Wagen fertig! Wer weiß, was geschieht.“ Der Wagen wurde mit Betten und Lebensmitteln hoch bepackt. Und wieder richtete sie den Blick in die Ferne. Die Zwergbächlein waren gewachsen und überfluteten den Weg. Sie legte die Hand über die Augen und blickte in die Dämmerung hinein. Da — gottlob! Zwei Reiter kamen langsam daher. Es waren Ernst und die Elsbeth. „Mit genauer Not!“ — sagte der junge Mann. „Fast wars zu spät. Zweimal mußten die Pferde schwimmen.“ Das Mädchen zitterte wie Espenlaub und küßte der Müllerin stumm die Hand. Die Frau versah das Fischerkind mit trockenen Kleidern, dann mußte der Knecht sie ins Dorf zu dem Herrn Pastor fahren. „Dort ist sie besser aufgehoben als bei uns“, sagte die Mutter, „und nun, Ernst, die Kühe aus dem Stalle und ins Dorf getrieben! Wir hier unten müssen auf alles gefaßt sein.“

An Nachtruhe war nicht zu denken. Für die Mühle war noch keine Gefahr. Aber aus dem Dorfe war bereits die Nachricht da, daß der Werderdeich in höchster Gefahr sei, und brach der, war auch die Mühle verloren. Der alte Ling aber hatte wieder seinen Kummertag, kümmerte sich um nichts und lag angetrunken im Bette; Mutter und Sohn saßen am Tische. Es war nach Mitternacht und die Mutter war eingesnickt. Langsam erhob sich der junge Mann, schritt leise zur Thür hinaus, öffnete die Hofthür und trat über die Schwelle. Erschrocken zog er den Fuß zurück, denn er war bis ans Knie ins Wasser gekommen. Entschlossen sprang er auf den Hof hinaus und watete durch den Garten, hinter welchem eine freie Anhöhe lag. Er stieg hinan und horchte. Was für ein Rauschen war das in der Ferne? Horch, ein Schuß! Er wandte das Gesicht der Richtung des Schalles zu. Da stieg in der Ferne eine feurige Schlange gen Himmel und zugleich drang fernes Sturmgeläute zu ihm herüber. Entsetzt sprang er ins Haus. „Mutter, wecke den Vater, der Werderdeich ist gebrochen.“ Er sprang in den

Stall, und der Knecht schirrte den einen, er selbst den andern Wagen an. — „Mutter, schnell heraus!“ — „Ernst, aber der Vater will nicht, er hat mich aus der Kammer gestoßen und die Thür verriegelt.“ — „So schlage ich sie mit der Art ein!“ rief Ernst. Da aber läutete auch die Sturmglocke des Dorfes. „Vater! Vater!“ schrie Ernst. Der Alte schwieg trohig. Ernst ergriff die Mutter. „Fort! Fort! Wir müssen den Vater nachholen. Wir werden schon Leute finden, die uns beistehen.“ Er zog die Mutter mit Gewalt fort, und in ein paar Minuten saßen sie auf dem Wagen. In seiner Angst war der Knecht schon davon gejagt und sie folgten, so schnell die Pferde durch Wasser und Schlamm vorwärts kommen konnten.

Das Pfarrgehöft wurde glücklich erreicht. Ernst trug etwas unter dem Arme. „Herr Pastor“, sagte er, „dies ist das Einzige, was ich gerettet habe, bewahren Sie es auf.“ Der Herr Pastor schlug die Hülle auseinander, stuzte und trat einen Schritt zurück; es war ein Bild. Aber da keine Zeit war, weder zu Fragen, noch zu Erklärungen, legte er es still bei Seite. Das ganze Dorf stand ja in flammender Aufregung. Die niedrig gelegenen Häuser wurden geräumt und die Habseligkeiten größtenteils in die Kirche gebracht. Alles rannte durcheinander. Hier mußten Menschen, dort Tiere aus anderen Dörfern geborgen werden. An die Rettung des Müllers wollte keiner heran; der habe Zeit, bis es Tag geworden sei, hieß es. Übrigens waren keine Rähne zu haben, die wenigen vorhandenen lagen weit ab vom Dorfe auf dem Elbbache und waren nicht zu erreichen. Unterdes brauste und heulte es näher und näher heran, und die Vorposten des wütenden Elements leckten bereits an den niedrigen Schuttdämmen des Dorfes empor.

Und der Morgen kam. Es bot sich ein entsetzliches Bild dar. Wasser und nichts als Wasser! Saaten und Felder waren überflutet. Nichts sah man von dem Fischerhause, und von der Mühle ragte nur das Dach aus der Flut empor. „Rettet! Rettet!“ hallte es angstvoll von der Mühle herüber. Der Müller saß auf dem Dache, und niemand war da, der ihn

retten konnte. Selbst mit Rähnen war nichts auszurichten, denn das Schlammeis hemmte jeglichen Rettungsversuch. „Hülfe! Hülfe!“ brüllte der Müller. Ernst und seine Mutter



rangen stumm die Hände. Sechsenddreißig Stunden hat der alte Ling aushalten müssen, bis todesmutige Schiffer ihn schier erstarrt von seinem Marterstige herabholten. Aber nüchtern ist er da ganz und gar gewesen.

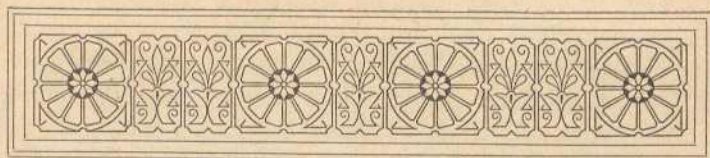
Der Herr Pastor saß in seinem Studierzimmer, als es an die Tür klopfte und ein junger, vornehm gekleideter Herr eintrat, der sich als den Maler Mantanizki vorstellte. Der alte Herr machte bei Nennung des Namens ein Gesicht, wie einer, dem allerlei durch den Kopf geht. Noch ehe er aber antwortete, schritt der Fremde hastig auf ein Gemälde zu, das auf dem Schreibtische lag. Es stellte ein junges, an einem Grabe knieendes Mädchen dar. „Herr Pastor, das ist ja das Bild meiner Schwester. Ich bitte Sie, wer ist der Künstler, der dieses Bild geschaffen hat? O, es ist ja wunderschön!“ Der Herr Pastor lächelte. „Der Künstler ist eigentlich kein Maler, sondern ein Müller!“ — „Doch nicht Ernst Ling?“ fragte der Fremde gespannt. Der Pastor nickte. „Herr Pastor“, rief der Fremde warm: „Ernst Ling ist eigentlich kein Müller, sondern ein Maler.“ Der Pastor sah den Gast fragend an. Der Fremde fuhr fort: „Vor zehn Jahren machte ich eine

größere Fußreise, um schöne Gegenden Deutschlands mit eigenen Augen kennen zu lernen. Da traf ich mit dem Müller Ernst Ling zusammen und lernte den treuen Menschen schätzen und sein Talent kennen. Ich hatte Mittel und angesehene Freunde, und durch diese hat er es nun selbst zu einem hervorragenden Maler gebracht. Er war bereits daran, sich in München ein Heim zu gründen, als die Liebe zur Mutter ihn in die Heimat zurücktrieb." — Der Herr Pastor hatte den jungen Mann auf das Sofa gedrückt und sich neben ihm hingesezt. „Aber lieber Herr“, sagte er, „wenn die schöne und brave Fischertochter Ihre Schwester ist, dann muß ja der Fischer Ihr Vater sein?“ — „So ist's auch“, entgegnete der Maler. Er nahm die Hand des Pastors und sagte warm: „Herr Pastor, wie ich im Dorfe bereits erfahren habe, sind mein Vater und meine Schwester unter Ihrem Dache. Da ist wieder dies und jenes, was Sie nicht verstehen. Ich will Ihnen die Rätsel lösen. Mein Vater ist selbst armer Leute Kind, denn seine Eltern waren arme Fischerleute in der Obergergend; durch Klugheit und Glück aber hat es derselbe zu einem großen Vermögen gebracht. Weil ich Lust und Anlagen zur Kunst zeigte, ließ er mich in der Malerei ausbilden. Während ich nun in Rußland bei einem reichen Fürsten zu arbeiten hatte, verlor mein Vater durch den Sturz einiger Handelshäuser sein ganzes Vermögen. Entschlossen pachtete er hier in dieser abgelegenen Gegend die Fischerei. Er wollte sein Unglück in aller Stille ungekannt für sich allein tragen. Unterdes habe ich in Rußland die Mittel gefunden, Vater und Schwester ein glücklicheres Los zu bereiten. Die Nachrichten von der Überschwemmung beschleunigten mein Vorhaben. Und nun bin ich hier, um die Meinen nach vielen Jahren ans Herz zu drücken.“

Ein paar Minuten später küßte der Vater den Sohn, die Schwester den Bruder, der Freund den Freund. Der alte Fischer lebt bei seinem Sohne in einer großen Stadt. Und die Elisabeth? Ja, die ist Ernst Ling's Frau geworden. Sie war wirklich jenes Mädchen, das er für eine Sterbende gehalten hatte.

Der alte Müller hat die Mühle verkauft und wohnt mit seiner Frau in der benachbarten Stadt. Die entsetzliche Angst in der Unglücksnacht hat ihn zur Vernunft gebracht. Er bringt keinen Tropfen Branntwein mehr über seine Lippen. Es ist eben kein Unglück so groß, daß es nicht auch ein Glück im Schoße tragen könnte.





Jochen Dwaßmann un de Großherzog.

Ick heww den ganzen Morgen in den groten Boll un in de meckelbörgsch Geschicht von Peng blädert, äwer nich funn'n, wat ick söcht heww. Beide Bäuker sünd unvullstännig; denn sei enthollen nicks dorvon, wo Jochen Dwaßmann unsen sel'gen Großherzog vör de Gefangenschaft bewohrt hett, un ick schriw dat, dormit de Nahwelt dat tau weiten frigg. Jochen Dwaßmann was 'n tweipierdschen ritterschaftlichen Buern in de gris' Gegend, so twischen Mistadt, Däms un Hagenow. Hei hürte tau de Utgebugten, un sin Hauw lag midden in de Dann'n, wo hei von Minschenfinner nich vel tau seihn kreg, woll äwer von Hirsch, wille Swin un anner Kartüffeldeiw. Mitunner les' em sin lütt Korlin, en quikes Mäten von twintig Johr, wat ut de Zeitung vör, dat heit, wenn sück so'n Blatt mal von'n Kopmannsladen ut in de Dannen verbistert hadd. Em süllwst wir dorin dat Swart in'n Weg. Nah de Stadt kem hei of nich recht, denn de Stadtreisen besorgte Mudder. Korlin wir 'ne lütte nüddliche, rotbackige Dirn, mit Kulen in Rinn un Backen un lachte ümmer äwer't ganze Gesicht, dat heit, bet vör'n Johr noch. Awer förredem Johann Bick, wat ehr Brüjam west wir (hei stunn sit twei Johr unner de Dragoners),

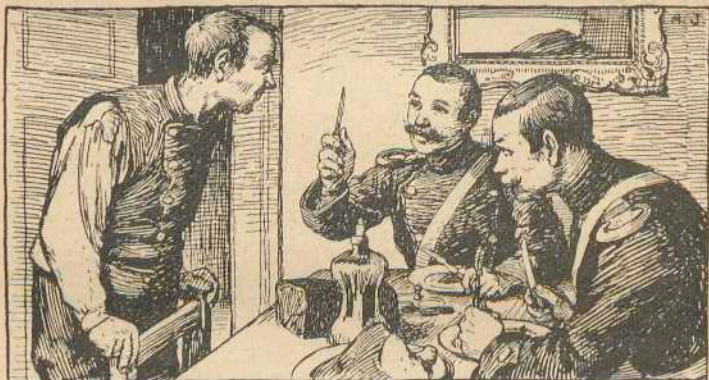
ehr verlaten hadd, kem kein Lachen äwer ehr roten Lippen. Dat hei ehr nich wull, hadd hei nich schrewen, hei hadd äwerhaupt nich schrewen. Von't Schriwen was hei frilich nie'n groten Fründ west, of in de Schaul nich, un dorüm hadd hei dat in schrewen Schrift nie wiet bröcht. Äwer hei was'n gauden Minschen, de of noch 'n beten Geld twischen de Fingern hadd. Un wil hei kein Gehöftserbe was, künn hei sick licht in dat Dwaßmann'sche Nest 'rinsetzen un sin gaudes Furtkamen mit Korlin dorin sinn'n. De einzigst gaude Minsch, de sick Korlin in so bedräuwten Uemstänn annehm, dat was de Böttcher von'n Hof. Hei säd' ehr, Johann Vick hadd em seggt, nehmen ded hei ehr nich, dat mügg gahn, as dat wull. Hei, wat de Böttcher wir, hadd ehr glif seggt, sei süll den Hansnarren lopen laten un em nehmen, denn freg sei doch wat Vernünftiges. Korlin hett em äwer dügt aflopen laten un nicks von em weiten wullt, so vel hei ehr of nahlopen hett.

Eines Dags kem Mudder mit de Nachricht ut de Stadt, dat üm viertein Dag' hier in de Gegend en grotes Manöver worden süll, un dat jedwerein sick up grote Inquartierung man inrichten süll. „Mudder“, säd' Jochen Dwaßmann, „uns sinn'n sei nich, dortan wahren wi tau beip in de Dannen.“ Äwer sei sünnen em doch. Nah viertein Dag kamm' Abends de Deiner von't herrschaftliche Sloß un säd', de Herr Inspekter let Dwaßmann seggen, tau morgen Middag kemen twei preußsche Ulanen tau Inquartierung, un denn müßte dat Middagbrod för de beiden Lüüd' prat sin. Dunn fragt sick Jochen Dwaßmann den Kopp un säd': „Den Dunner of, sei warden doch nich plünnern?“ De Deiner säd', dat glöwte hei nich, denn wenn de Ulanen of Preußen wiren, so wiren dat doch of Christenmingschen. — De Oll versirte sick nich slicht. „Mudder, hörst Du — de Preußen! Ich weit von minen Großvadder, dat em sin Großvadder vertellt hett, woans de Preußen bi uns hushollen hewwt un kein jung'n Kirl vör ehr seker west is; — wenn dat man'n gauden Gang geiht.“ — Den annern Morg'n güng dat all bi Tiden: bum! — bum! — bum! — „Badding“, säd' Korlin, „hör mal! Dat sünd de Kanonen!“ — „J, drähn

un drähn, dat is de Böttcher up'n Hof, de arbeit't twischen de Bottertunn'n, orer sünst is in de Stadt Königschuß." Awer as dat gegen Middag neger kem un dat so'n Geraster würd, as wenn'n Lustwagen äwer'n Steindamm raffelt un as Mudder un Korlin säden: „Badding, dat sünd de Gewehre“ — dunn säd' Jochen Dwaßmann: „Korlin, frup in'n Ruffert, ick slut Di in — Du fallst seihn, de Preuß nimmt Di mit.“ — Korlin lacht un säd': „Badding, wat wull'n sei woll mit mi? Heww doch kein Angst!“ — De Oll äwer süßte still bi sick: „Ik weit, wat min Großvadder vertellt hett“, un halte sin Geld ut den Ruffert un gravte dat up de Hoffstäb' in un wölterte'n groten Haublock dorup.

Richtig so gegen halw ein kemen twei Ulanen up den Hof tau riden. De Oll güng ehr fründlich mit'n grote Rämbugdel unner de Ogen un sei drinken ganz christlich. Nu schenkte hei ehr Bier in, schönes eingebrugtes Bier, en beten suer, äwer doch reinlich von Gesmack — äwer sei dankten of ganz christlich. Ne, utverschamt wiren sei nich. Un as sei ehr Bierd besorgt hadden, sett'en sei sick tau Disch — Swinskopp un Plommen un Meltsupp (Klackerflüten) — un eten ganz nürig. Un dorbi führten sei so 'ne possirliche Reden, dat Jochen Dwaßmann sick oft den Bux vör Lachen hollen müßt. De Swinskopp, wil hei'n beten olt wir, smeckte all'n beten pätig un nah Torf- un Dannenroß. „Herr Wirt“, säd' de ein, „Sie räuchern Ihre Schweinsköpfe wohl mit Zimmt und Nelken?“ „Ne“, säd' de Oll, „mit Torf- un Dannenquäst, dat giwvt'n feinen feinigen Gesmack.“ — „Sagen Sie mal, Herr Wirt“, fing de anner an, „ist es wahr, daß die Mecklenbörger alle mit Hörnern geboren werden?“ Jochen Dwaßmann gaww tau Antwort, dat wir em eigentlich nich bewußt. Hei un Mudder un sin Korlin wiren ahn Hörn geburen; äwer dor wir Snuten-Smidt, wat of en Preuß wir, un de immer noch so 'ne appelldwatsche Sprak hadd, as de Herren Inquartierung, de hadd'n Rüsselnäs', wat äwer nich sin Schuld wir, indem sin Mudder sick an en utländsch Thier, wat sei Elefant nennen ded'n, verseihn hewwen süll.

Kort un gaud, dat wiren poor pläfirliche Minschen, de Herren Manners, un an Plünnern wir gor nich tau denken. „Mudder“, säb' Jochen Dwaßmann, „dat sünd gaude Lüüd', wi will'n dat Fatt Meth (Honigbier), wat nu all sit ein Johr in 'n Stall ingravt liggt, spandiren un dorvon hüt Abend de beiden Lüüd' taum Besten gewen. Dat geschach. Dunner, wo lückmünd'ten de Herren Manners, as se dat prauwten. „Der reine Schampanjer!“ säb' de ein. „Das schmeckt nach mehr“, meinte de anner, un denn würd' de Meth ok aw un tau mit 'n lüitten Räm dörchneiht. Ne, wat würden de Kirls vergnängt! Meth mit Räm dörchwirft köppt grugelig, taumal Mudder Dwaßmannsch ehren Meth, denn den verstünn sei tau brugen. Un Meth un Räm stegen de beiden Preußen höger un höger tau



Kopp un se sneden immer düller up, narnten un tarnten Jochen Dwaßmann un leten Jochen, Mudding un Korlin hochlewen. „Jä“, frög Jochen, „wotau ward denn eigentlich Manöver spelt?“ So, nu kemen de Manners in ehr Johrwater. „Das ist der Krieg im Kleinen“, säden sei, „sie wären bei's Ostkorps, das von dem großen General Puzpinski angeführt würde, und sie wären die Franzosen. Das Westkorps würde von dem Großherzog von Mecklenburg kommandiert, und das wären die Deutschen.“ — „Jä“, säb' Jochen Dwaßmann, „denn hewwt Ji Släg' fregen, denn nah minen dummen Ver-

stand sünd Zi vör unsen Großherzog utknäpen.“ Dunn makte de ein Ulan en slau Gesicht un säd': „Dat wir jo eben ehre Klaufheit. Sei wiren man taum Schin utknäp'n, sei wull'n de Dütschen man blot bet nah de Dann'n ranlocken un morg'n rutföhren un den Großherzog von Mecklenborg gefangen nehmen, un hadden sei em, denn bröcht ehr König em up de grote Festung Bumschagen, wo hei gefangen hollen würd'.“ — „Na“, säd' Jochen, „wenn Zi Zug dor man nich irrt. Dor is Jehann Bick bi de Dragoners, de litt dat nich. Zug beiden wenigstens frett hei mit Hut un Hoor up.“ Jochen zuppst sin Fru an 'n Rock un güng rut. Sei folgte em. „Mudder“, säd' hei, „de beiden Snäfels will'n unsen Großherzog gefangen nehmen. Dat Lock verpurr ick ehr. Sei slapen äwer Nacht in de Dirnskamer, dor sünd iserne Tralligen vör de Finstern. De beiden Dirns können in Korlin ehr Bett bi uns slapen, Korlin slöppt bi Di un ick säuf mi 'n Loschi up 'n Heubähn.“ — „Awer Badding, wat heft Du in 'n Sinn?“ frögt de Dllsch. „Nicks nich“, säd' hei, „äwer dat geschüht, as ick seggt heww. Du weißt, wenn ick wat seggt heww, denn heww ick wat seggt.“

Na, de Dllsch makte sück doran, de Dirns ümtaubedden, as Vadder dat beordert hadd, un de Dll güng wedder tau de beiden Kirls in de Stuw'. De drünken ümmer utverschamter, un je utverschamter dat sei drünken, desto utverschamter red'ten sei of. „Die Mecklenburger wären alle Ochsenköpfe“, säden sei, und morg'n würden sei ehr wisen, wat 'ne Hart wir. Jochen Dwafsmann äwer grinte blot noch un säd': „Ja, Zi sünd mi de Rechten!“ Wenn äwer Käm un Meth sück pooren, denn giwvt dat nich allein 'n gräßigen Apen, sondern of 'n gräßigen Kater aw. Nachts hentau twölß bröcht de Dll sei mit Rot in de Dirnskamer un hülp sei husväterlich tau Bedd.

De Bur hadd noch nich lang' sin Gäst verlaten, as in de Mätenskamer sück 'ne ganze Sagmähl in'n Gang tau setten schien, so en Gesnork brökt dorin los. Dat schin em tau passen. Hei schöw'n dägten eifen Kiel unner de Klink von de Kamer-döhr. De würd nu gaud verrammelt un verriegelt. Nu man alle Mann 'ran! Mit Hülp von den Knecht un de Frugens-

liid' wüird nu dat grote Backbeernschapp up de Däl vör de Kamerdöhr schawen un taulegt noch wedder vör dat Schapp de grote Fanderkist. Un as dat gescheihn wir, nicköppte Jochen Dwaßmann taufreden un säd': „So, de hewwen wi!“ un steg tau Hill un led' sick in't Hen tau Slap.

So gegen Klock vier kem hei wedder hendal un schütt't sin Pierd en Fatt schieren Hawer in, wat sünst kein Mod' bi em was. Unnerdes make hei mit den Knecht den Stadtwagen prat. Dunn wüird anspannt, de beiden Ulanenpierd' achter den Wagen bun'n, up den sick Jochen un sin Knecht sett'ten un dunn güng dat in scharpen Draww de Hoffstädt' 'run un de Landstrat hendal. In't irste Dörp frög Jochen Dwaßmann nah 'n Großherzog sin Quartier. Dat freg hei bald tau weiten. „Up de Meddermähl“, wüird' em seggt, un dorhen wir in dreiviertel Stun'n licht tau kam'n, un hei kem of hen. De Klock künn halw söß sin. De Großherzog, twischen 'ne grote Gesellschaft von de Hogen, steg grad' tau Pierd. „Brrr!“ säd' Jochen Dwaßmann un steg aw. Hei güng driwens up den Großherzog los. „Morg'n, Herr Königliche Hoheit“, säd' hei, „de beiden Ulanen heww ick gefangen nahmen un ehr beiden Pierd heww ick mitbröcht. Wo fall ick de awgewen?“ — „Wat vör Ulanen hest Du gefangen nahmen?“ — „De beiden, de Herr Königliche Hoheit dor in de Dann'n uppaffen un gefangen nehmen wull'n. Ich heww de Kirls äwer de Richt awsneden un in de Dirnskamer spunnt, wo Herr Königliche Hoheit sei ja awhalen laten kann. Ich künn dat doch nich taugewen, dat Herr Königliche Hoheit nah de Festung Bumschagen bröcht wüird', as de Kirls prahlten. Un denn wull ick Herr Königliche Hoheit bidden, de wittbläste Staut von de beiden Ulaners mi tau schenken, mi fehlt noch immer en Pierd, un as Herr Königliche Hoheit woll weiten, dat Geld is immer dat wenigst bi 'n Minschen — denn is mi äwer of hulpen.“ — „Woans heißt Du?“ frog em de Großherzog. — „Jochen Dwaßmann, un ick bün dor von de Dannenhauw.“ — „Na, Jochen Dwaßmann, denn vertell mi mal de Geschicht mit de beiden Ulanen.“ Un Jochen vertellte von Anfang bet tau Enn' un slöt: „Un dat kunn ick

doch nich liden, dat de beiden Snäfels Herr Königliche Hoheit gefangen nehmen.“ Un je wider hei vertellte, desto fründlicher würd de hoge Herr utfeihn un taum Sluß lachte hei un säd': „Jochen Dwaßmann, eigentlich heßt Du einen groten dummen Streich maht, is äwer nich Din Schuld, sondern de beiden Prahlhäns' ehr. Awer dat Du Dinen Großherzog bistahn un em leiw heßt, nehme ick Di gaud. Den Wittblästen kann ick Di tworst nich schenken, dat is den König von Preußen sin, de min gaude Fründ is, äwer ick will Di dat gedenken!“

Witdewil red en Swadron Dragoners vörbi. Herre du mein! Dor wir jo ok Jehann Bick mit mang. „Morg'n Jehann!“ rep. Jochen Dwaßmann, „wo geiht Di dat?“ Jehann Bick würd puterrod, so versirte hei sick. De Großherzog winkte em, un Jehann Bick kem 'ran.

„Dragoner“, säd' de hoge Herr, „begleiten Sie den Mann nach Hause. Befreien Sie die beiden Ulanen aus ihrer Gefangenschaft und sorgen Sie dafür, daß die Leute in Ruhe und Frieden das Quartier verlassen.“

Wat en Glück, dat Jehann Bick mitkamen wir! De Ulanen hadd'n all Gewalt brukt un de Tralligen vör de Kamersfinster losbreken wullt, wat ehr äwer nich gelungen wir. Nu hadden s' äwer mit de Beddstäd'nstipers unnen en grotes Lock in de Döhr

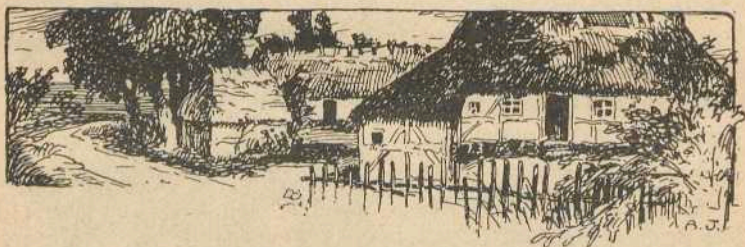


un dörch dat Schapp braken un hollwarften mang de Backbeeren un Plommen 'rüm; un kemen sei irst dörch de Fauderkist, denn wir'n sei frei un dat Unglück wir nich awtau-

seihn. Jehann Bick beruhigte sei äwer un let sei 'rut. Un as sei hürten, dat ehre ganze Prahleri all vör den Großherzog kamen wir, dunn makten sei, dat sei up ehr Pierd kemen un klabafterten aw, ahn abschüß tau seggen, as güng 't üm 't Lewen.

Korlin äwer keß Johannes trurig an un säd': „Johann, worüm heßt Du mi verlaten?“ — „J, Korlin, ick heww Di nich verlaten, Du heßt mi jo awschrewen.“ — „Jck heww Di nich awschrewen, Jehann; äwer de Böttcher up 'n Hof säd' — —.“ Un nu stellte sick rut, dat de Breiw, den Korlin schrewen hewwen süll, von 'n Böttcher schrewen wir, wil hei Korlin un mit ehr de Hauw hadd hewwen wullt. Jehann gew sin liitt Dirn 'n Kuß un sei güngen in Frieden utenanner.

Als dat Manöver vörbi wir, schickte de sel. Großherzog Friedrich Franz unsen Jochen Dwafsmann 'ne schöne Boßstaut un let em seggen, dat wir för de truge Gesinnung gegen sinen Großherzog. Nu kem Jehann Bick of von de Soldaten taurüg un friegte Korlin, ävernehm de Hauw un hadd mit ehr Geld un Brot. —



Inhalts-Angabe.



	Seite
Bei müßt	5
Der Pfeifen-Inspektor	14
Leffen und ich	27
Und Gespenster gibt es doch	39
De Geschichte von den groten Roppelkrott	51
Ein glücklicher Unglücksfall	61
Korporal Pey	73
Der zweite Dezember 1870 (Gedicht)	85
Ein Dragonerstückchen	86
Müller und Maler	97
Jochen Dwafsmann un de Großherzog	109



**Carl Boldt'sche
Hof-Buchdruckerei
Rostock i. Mechl.**



seihn. Zehann Bick beruhigte sei äwer un let sei 'rut
as sei hürten, dat ehre ganze Prahleri all vör den Gro
famen wir, dunn makten sei, dat sei up ehr Bierd
flabasterten aw, ahn abschüß tau seggen, as güng't i

Korlin äwer fef Zohannen trurig an w
hann, worüm heft Du mi verlaten?" — "Z
heww Di nich verlaten, Du heft mi jo awsch
heww Di nich awschrewen, Zehann; äwer
Hof säd' — —." Un nu stellte sick rut
Korlin schrewen hewwen süll, von'n
wil hei Korlin un mit ehr de Hay
Zehann gew sin lütt Dirn 'n Ruß
utenanner.

As dat Manöver vörbi w
Friedrich Franz unsen Z
Boßstaut un let em seggen,
gegen sinen Großherzog.
Soldaten taurüg un frie
hadd mit ehr Geld un

